AB
128863

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-116058-p0001-1

Uv 26

3093

A. e. 6.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-116058-p0002-6

Kopien

von der

Schiefertafel

des

Heiligen Dyonisius.

Vom

Verfasser der sieben wunderbaren Lebensjahre eines Kosmopoliten.

Hamburg
in der Verlags-Gesellschaft
1800.

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

L 40

Etwas statt Vorrede.

Es scheint mir — (ob ich Recht oder Unrecht habe, weis ich nicht;) — daß ich den Lesern Etwas über die Geschichte dieser Blätter und einiger meiner frühzeitigern Produkte zugleich, zu sagen schuldig sei. — Was man für Pflicht hält, ist Pflicht, die man erfüllen soll: es mag demnach dieses Etwas an seiner Stelle seyn oder nicht — es muß mit unter die Presse! —

Medina, die Vaterstadt des Wundermannes Cagliostro, ist auch mein Geburtsort. Mein Vater war ein, wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit berühmter Mann, von der in Asien zahlreichen Sekte der Tomaschristen.

Da

Da ich dessen einziger Sohn war, wandte er die größte Sorgfalt auf meine Erziehung; und besonders hielt er mich außer den gewöhnlichen Wissenschaften zu dem Studium der Physik, der Astronomie, der Botanik und der höhern Chymie an. Wie weit ich es, wenn er länger gelebt hätte, unter seiner Anleitung gebracht haben würde, vermag ich nicht zu bestimmen. — Er starb, als ich zwanzig Jahr alt war. Teils, um mich zu zerstreuen; teils, um meinem, nach Kenntnissen dürstenden Geiste Nahrung zu verschaffen, die ich in meinem beengten Kreise nicht fand, machte ich mein kleines Vermögen zusammen und begab mich auf Reisen.

Da mein Vater mich oft von den ägyptischen Pyramiden und von jenen geheimnißvollen, unermeßlichen Gewölbern unterhalten hatte, welche von den alten Bewohnern dieses Reiches ausgehölt worden waren, um den kostbaren Schatz der menschlichen Kenntnisse

gegen

gegen die Verwüstungen der Barbarei in Sicherheit zu bringen; nahm ich zuerst meinen Weg nach den mir angerühmten Gestaden des Nils, um jene Wunder mit eignen Augen zu sehen.

Ich kam in Aegypten an. — Die ersten Gegenstände meiner Neugierde waren die weltberühmten Spitzsäulen. Hierauf machte ich Bekanntschaft mit den Priestern der verschiednen Tempel, die mich nicht unwürdig fanden, mich in Oerter einzuführen, die dem gewöhnlichen Reisenden sonst unzugänglich bleiben. Nachdem ich meinen Geist hier reichlich genährt hatte, verlies ich dieses herrliche Land, gelangte nach vielem Reisen nach Frankreich, welches ich, durch die Verkettung mancherlei Umstände bestimmt, endlich zu meinem Vaterlande machte. — Um Dinge, die nicht hierher gehören, ins Kurze zu fassen, füg' ich nur noch hinzu, daß ich mich durch die Ueberzeugung nach und nach zu der Religion des

Landes

Landes hinlenkte, sie bald öffentlich bekannte, mich der Theologie widmete und zuletzt Doktor der Sorbonne wurde.

Durch die, dem Hofe, der Geistlichkeit und dem Adel so traurige Staatsumwälzung und durch die Wuth der neuen Franzosen, Alles zu stürmen, was sie politisches oder religiöses Vorurteil nannten, wurde auch die ehrwürdige Sorbonne ein Opfer dieses glänzenden Wahnsinnes. Ich, als Mitglied derselben, sah mich genöthiget nach Deutschland zu flüchten. So lange einige gerettete Hielfsmittel dauerten, war ich ziemlich ruhig dabei; aber, als diese aufgezehrt waren, fühlte ich erst den ganzen Umfang meiner traurigen Lage. —

Ich, ein Doktor der Sorbonne, der geweihten Richter der Meinungen Einer, hatte keinen Bissen Brod für den andern Tag; und was das Schlimmste war, sah auch keine Aussicht, einen zu erwerben! — Mit Unwil-

len

len gegen die Frivolität des Zeitalters erfüllt, bemerkte ich Andre, die keine ägyptische Weisheit gesammelt hatten, die nichts von alten Sprachen noch von Astronomie und dergleichen hohen Dingen wußten; und blos Likörs zu verfertigen, wohlriechende Wasser zu distiliren, Pasteten zu backen, Putz zu machen, oder — wenns ein Litteratus war — einen Roman zu schreiben oder ein artiges Gedichtchen zu verfertigen verstanden, wo nicht in Ueberfluß, doch mit Bequemlichkeit lebten, indeß mir es am troknen Brodte mangelte!...

Umsonst klagte ich seit einigen Tagen allen Heiligen meine Noth. — Endlich, als ich mich am Abend beim Schlafengehen mit der wärmsten Innbrunst an den heiligen Dyonis, den Schutzpatron der alten Verfassung Frankreichs, gewendet hatte, erschien mir dieser Heilige im Traum, umgeben von einer unbeschreiblichen Glorie und getragen von jenem himmlischen Esel, den die profane Feder des,

von

von der Sorbonne der Verdammung übergebenen Voltaire, zu schildern sich erfrecht hat. —

„Ich habe Deine Noth mit Mitleid an„gesehen, würdige Stütze der Kirche!" redete er mich an; „und herzlich betrübt es mich, „daß ich dieselbe nicht so abzuhelfen vermag, „als ich's wünsche. Indeß, will ich für Dich „thun, was ich kan. Hier laß' ich Dir „diese Schiefertafel. Brauche dieselbe mit „Bescheidenheit; und Du wirst in Zukunft „keinen Mangel leiden; denn jedesmal wird „das, was Du davon abgeschrieben hast, „durch etwas Neues ersetzt seyn, so ich aus „der gegenwärtigen und aus der vergangenen „Zeit für Dich sammlen werde." — Er verschwand, und ich sah dicht vor mir eine Schiefertafel in einem künstlich geschnitzten, vergoldetem Rähm liegen. — Ich wollte meine Hand darnach ausstrecken, und über diese Bewegung erwachte ich. —

Ich

Ich mußte mich recht besinnen, ehe ich mich überzeugen konnte, daß ich nur geträumt hatte. — Wie erstaunte ich aber, als ich wirklich auf dem neben mir stehenden Tische die Schiefertafel erblickte! — Ich stand nicht an, das Geschenk des Heiligen zu benutzen: und so entstanden sowol meine frühern, zum Druck beförderten Schriften, als auch das gegenwärtige Bändchen. — Die wunderbare Schiefertafel lieferte mir mitunter Sächelchen, die ich aus der Hand eines Heiligen nicht erwartet hätte. „Die Heiligen richten sich doch auch nach Zeit, Geschmack und Umständen!" dacht' ich bei mir selbst: und fand es nun nicht weiter unter der Würde eines ehemaligen Doktors der Sorbonne, der Herausgeber solcher profanen Bagatellen zu werden. — Meine Bedürfnisse räumten die übrigen Einwendungen, welche ich etwan noch hatte, vollends aus dem Wege; und ich sitze nun ohne Bedenken an der reichhaltigen Quelle, welche mir meinen Unterhalt so lange zu sichern

chern verspricht, als sich zu den Lieferungen der Schiefertafel — den Produkten des heiligen Dyonisius! — Verleger und Leser finden werden. Vielleicht, daß die Neuheit, in unsern Zeiten einen Heiligen als Autor auftreten zu sehen, meinen Wünschen günstig ist! —

Felix Candide
als Herausgeber.

Inhalt.

1. Das Gespenst auf der Burg Hofheim; Geistergeschichte. Seite 1.

2. Die bestrafte Vermessenheit; kein Mährchen. — 71.

3. Weiberkugend, oder: wer nur den rechten Fleck trift; eine böhmische Novelle. — 85.

4. Das Gastmahl am Hochgericht. — 127.

5. Die drei Nothhelfer; ein Feen-Mährchen. — 147.

Inhalt.

1. Das Gespenst auf der Burg Hofheim; Geistergeschichte. Seite 1.

2. Die bestrafte Vermessenheit; kein Mährchen. — 71.

3. Weibertugend, oder: wer nur den rechten Fleck trift; eine böhmische Novelle. — 85.

4. Das Gastmahl am Hochgericht. — 137.

5. Die drei Nordhelfer; ein Feen-Mährchen. — 147.

Das Gespenst

auf der

Burg Hofheim.

Eine Geistergeschichte.

Das Gespenst

auf der

Burg Scharfenheim.

Eine Geistergeschichte.

Der Freiherr von Hofheim war der einzige Sohn eines steinreichen Geitzhalses, der den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte; und welchem man schuld gab, daß er während demselben für seinen Vorteil nicht allezeit auf die rechtmäßigste und menschlichste Weise gesorgt habe. Er war ein so rauher, hartherziger Mann, daß er sich — welches viel sagen will — sogar bei seinen Zeitgenossen dadurch auszeichnete. — Da dessen Hausfrau, die Mutter des jungen Barons, auch nur ein — eben nicht böses, aber doch nur ein — ganz gewöhnliches Geschöpf war, dem es gänzlich an dem erforderlichen Verstande fehlte, sich über den Posten einer ersten Magd hinwegzuschwingen; und sie folglich außer dem Gebiet ihrer Küche und ihrer Milchkammer, nicht wuchsen durfte; so kan man leicht erachten, was unserm Hofheim für eine Erziehung bevorgestanden hätte, wenn nicht Umstände ins Mittel getreten wären, die

ihn in einem noch zarten Alter aus dem väterlichen Hause entfernten.

Der alte Freiherr hatte noch einen jüngern Bruder, der am kaiserlichen Hofe einen ansehnlichen Posten bekleidete. Da derselbe ein kinderloser Wittwer war, äußerte er dem Vater unsers Barons den Wunsch, daß er ihm seinen Sohn überlassen mögte, um denselben als seinem künftigen Erben unter seinen Augen zu erziehen und ihm, als dem letzten Sprößling des Hofheimischen Geschlechts, eine Karriere nach seinem Geschmack zu bahnen. — Der alte Freiherr, dem ein unempfindliches Herz die Entbehrung des einzigen Sohnes nicht schwer machte, und der nur die Vereinigung des Vermögens seines Bruders mit seinen eignen zusammengescharrten Schätzen zum Augenmerk hatte, trug kein Bedenken, dessen Verlangen Genüge zu leisten. So wurde unser Hofheim in seinem siebenden Jahre in eine Sphäre versetzt, welche dem Gange seines künftigen Lebens eine ganz andere Richtung gab, als die Umstände, unter welchen er gebohren war, ihm zu bestimmen geschienen hatten.

Sein Oheim sparte nichts, um ihm eine Erziehung zu geben, welche zur damaligen Zeit, da-

da man das Edukationsgeschäft noch nicht in Systeme gebracht hatte, vollkommen zu nennen war. Kaum hatte er das Jünglingsalter erreicht, so wurd' er unter die kaiserlichen Edelknaben aufgenommen und trat so das Noviziat seiner künftigen Bestimmung an. Er fügte sich auf die beste Art in dieselbe hinein. In seinem vier und zwanzigsten Jahre hatte er sich von dem Posten eines Leibpagen schon zum Hofjunker hinangeschwungen und stand nun an einem gebahnten Wege, auf welchem er sein Glück mit ungehindertem Schritte verfolgen konnte.

Kurz drauf entriß ihm der Tod seinen Onkel, dem der Vater bald nachfolgte. Die Erbschaft des Erstern entsprach bei weitem nicht seinen Erwartungen, indem derselbe immer sehr prächtig und mit großem Aufwande gelebt und an Nichts weniger als ans Sammeln gedacht hatte. — Allein, um so ansehnlicher war die Verlassenschaft seines Vaters, die ihm zu einem der reichsten Herrn des Hofes machte. — Unser Hofheim, dem nichts von der väterlichen Kargheit angeerbt war; den sein Oheim auch nicht im Geringsten dazu angehalten hatte und der überdies eine starke Dosis Ehrgeitz und Eitelkeit, nebst einem mehr als gewöhnlichen Hange zu den Freuden und Genüssen des Lebens besaß;

saß; beschloß, von den ihm anheim gefallenen Schätzen einen seinem Penschant angemessenen Gebrauch zu machen.

Das von seinem Oheime ererbte schöne Haus in Wien, war ihm bei weitem nicht gut genug. Er lies sich ein Palais erbauen, an welchem alle bildende Künste ihre Erfindungskraft erschöpft hatten. Seine zahlreiche Dienerschaft schimmerte in einer Livree, die vom Golde strotzte; seine Ställe waren mit Pferden von seltner Schönheit angefüllt; seine Tafel war immer mit einem aufs äusserste getriebenen Raffinement besetzt und ein Schwarm von Tischfreunden schwelgten täglich in deren Ueberflusse. Mit einem Worte, man konnte nicht leicht einen Mann finden, der — im gemeinen Sinn des Ausdrucks — sein Leben besser zu geniessen verstand, als der junge Baron von Hofheim; und wenn man einen glücklichen Menschen bezeichnen wollte, so hielt man es für genug, ihn mit unserm Freiherrn zu vergleichen. — Alles drängte sich zu ihm, um an den mannigfaltigen Annehmlichkeiten Teil zu nehmen, welche man in dessen Hause genoß. Und — wie hafteten die Blicke der Schönen und der Schönseynwollenden auf ihm, wann er nur ihren Kreis betrat!

Er durfte sich blos zeigen, um Eroberungen zu machen. — Lange genoß er dieses schmeichelhaften Triumphs, ohne daß sein Herz irgend einen nähern Antheil daran nahm. Bis jetzt interessirte das Entgegenkommen der reizendsten Frauenzimmer des Hofes und der Stadt nur noch seine Eitelkeit; die Seufzer, die seinetwegen so manchen schönen Busen schwellten, waren so viele, derselben dargebrachte, süßduftende Opfer.

Zuletzt gelang es dem Liebesgotte endlich doch, diese verschmähte Schönen an dem stolzen Baron zu rächen. Das Fräulein von Trautmannsdorf, so bisher in einem Kloster zu Klagenfurth erzogen worden war, erschien jetzt zum erstenmal bei Hofe. Ihre ausnehmende Schönheit und die Annehmlichkeiten ihres Geistes, machten sie bald zum Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung; und ob sie schon nichts weniger als reich war, drängten sich doch die Anbeter haufenweise zu ihr. Allein, das Fräulein schien nicht eine leichte Eroberung ihres kleinen Herzens zu versprechen. Sie war gegen Alle gleich freundlich, gleich artig; aber keiner konnte sich auch des Schattens eines Vorzuges rühmen.

Schon

Schon war sie seit einigen Wochen in Wien, als unser Hofheim von einer Jagdpartie nach der Stadt zurückkam. Der Ruf zögerte nicht, ihm die Apologie des Fräuleins von Trautmannsdorf auf eine Art zu machen, die seine Neugierde erregte, sie kennen zu lernen. Mit einer, ihm fremden Ungeduld, erwartete er den nächsten Courtag. Er erschien; aber welch ein neues Gefühl bemächtigte sich des Barons, als er die ihm so gerühmte Schöne nun sah! Der erste Blick, welchen sie auf ihn warf, entschied wider die bisher behauptete Freiheit seines Herzens. Unaufhaltsam zog's ihn nach dem reitzenden Mädchen hin. Er drängte sich unter die Menge, welche sie, wie Bienen die eben entknospete Rose, umschwärmte. Er lies sich ihr vorstellen; und von diesem Tage an durfte ihm keine Gelegenheit entwischen, dem Fräulein etwas artiges zu sagen, oder ihr auf alle Art zu zeigen, wie sehr sie ihn interessirte. —

Doch, da mein Zweck hier nicht ist, Schritt vor Schritt dem Gange einer Liebe zu folgen, der bald der schönste Minnelohn zu Teil wurde, so ziehe ich das, was mancher meiner werthen Zunftgenossen in einem Alphabete sagen würde, in wenigen Zeilen zusammen;

men; und melde blos, daß des Barons Wünsche von der schönen Trautmannsdorf nicht lange unbemerkt blieben; daß sie solche nicht ohne Vergnügen gewahrte, und — daß Hofheim, zu gut mit seinen Vorzügen bekannt, um ein blöder Liebhaber zu seyn, sich gegen dieselbe bald erklärte und eine Antwort erhielt, die ihn auf den Gipfel des Glücks erhob. — Da der Baron allein von sich selbst abhing und des Fräuleins Familie diese Partie nicht anders, als sehr vorteilhaft finden konnte; so hatten die beiden Liebenden kein Hinderniß zu übersteigen. Es dauerte nicht lange, so war Fräulein von Trautmannsdorf die Gattinn des über alle Beschreibung glücklichen Hofheims.

Die Verheirathung unsers Freiherrn vermehrte dessen Aufwand noch um ein Ansehnliches. — Ausser den gewöhnlichen Ausgaben, welche die Unterhaltung einer Frau nach dem größten Fuß, verursachet, schonte der Baron kein Gold, um seinem jungen Weibchen jede Minute zum Feste zu machen; und man kan sagen, daß er recht nach Gelegenheit dazu haschte. Er war unermüdet und zugleich unerschöpflich in Erfindung neuer Arten von Vergnügungen und Lustbarkeiten. — Frau von

Hof-

Hofheim war noch zu jung und hatte der Welt noch zu wenig genossen, um an dieser Lebensart nicht einen solchen Geschmack zu finden, der sie bald dem Genusse der Ergötzlichkeiten gänzlich hingab. Ihre Begierde nach immer neuen Zerstreuungen war nun so unersättlich, daß selbst die Erfindungskraft des Barons nicht mehr hinreichte, ihr dieselben mit so öftern Abwechslungen anzubieten, als sie es verlangte. Nach und nach faßte sie auch Leidenschaft fürs Spiel; und sie spielte wie eine Frau, die von ihres Mannes Reichthume die Meinung hegte, daß er so unerschöpflich, als dessen Gefälligkeit wäre. Sie lies oft in einer Sitzung die Einkünfte eines Ritterguthes am Spieltische zurück.

Schon begann der Haushofmeister des Barons sich im Kopfe zu kratzen, wenn die Rede von einer anzustellenden Fete war. Der Krämer, der Schlächter, der Schneider, der Schuster, die Modehändler und Alles, was für die Bedürfnisse und den Ueberfluß des Hofheimischen Hauses lieferte und arbeitete; und die vorher immer prompt bezahlt worden waren, mußten nun Monate lang um Abtragung alter Rechnungen laufen. Endlich, als sogar der Bankier des Barons anfing, sich gewisse Grenzen zu setzen und die ihm zugestellte überhäuften

Or-

Ordern nicht mehr so bereitwillig honoriren wollte; auch die immer zahlreicher werdenden Gläubiger in der bisher gezeigten Geduld nachließen sich zehnmal abweisen zu lassen, ohne nur einen Teil ihrer Forderungen erhalten zu können: da sah der Intendant sich genöthiget, seinem Herrn über die Lage der Dinge die Augen zu öfnen. Es machte einige Sensation auf denselben; aber sie war nur überhingehend. Seine Eitelkeit so wenig, als die unbegrenzte Zärtlichkeit für seine Gattinn erlaubte ihm, sich zu einer Einschränkung zu entschließen, welche seine Finanzen wieder in Ordnung hätte bringen können. Er grif lieber nach dem, aus dem Grunde zerstörenden Palliativmittel, eines seiner Güther zu verkaufen, um dadurch einstweilen seine Gläubiger zu befriedigen und sich wieder neuen Kredit zu verschaffen. Nun fehlten aber natürlich die aus dem verkauften Guthe bisher gezogenen Einkünfte; und — da die vorige Verschwendung fortgesetzt wurde, stieg die bald wieder aufsummende Schuldenlast in dem Maaße, als die Einnahme verringert war. —

Nach Verlauf eines Jahres mußte ein noch ansehnlicher Guth verkauft werden. Nun fügte sich zu den vorgedachten Motifen, die so nothwendige Verminderung des Aufwandes zu unter-

terlassen, noch das hinzu, daß der schwache Baron in dem Strudel der ihn umgebenden Zerstreuungen ein Mittel fand, die Grillen zu ersäufen, welche die Aussicht in die Zukunft ihm zuweilen verursachte und deren er sich nicht gänzlich zu entschlagen vermogte. So wankte er in einer Art Betäubung dem Abgrunde zu, der sich schon zu seinen Füssen öfnete. Jedes Jahr kostete ihm einen immer beträchtlichern Teil seiner Güther. Schon fing man an, sich's auf allen Seiten ins Ohr zu sagen, daß Hofheim sich zu Grunde gerichtet habe; und er selbst begann von seinem bisherigen Schlummer zu erwachen. —

Wozu er sich so lange nicht hatte entschliessen können, nehmlich, seine Gemalinn von dem Verfall seiner Finanzen zu benachrichtigen und sie auf den Umsturz ihres Glücks, den er nun selbst als unvermeidlich ansah, vorzubereiten, mußte er endlich doch schreiten. Er that solches mit der schonendsten Art von der Welt; aber dennoch verursachte die Eröfnung der jungen Frau eine Erschüttrung, die man ihr bei ihrem bisher gezeigten Leichtsinn beinah nicht zugetraut haben sollte. Indeß faßte sie sich bald und betrug sich nun auf eine Weise, welche genugsam an den Tag legte, daß sie, ob sie sich schon von

dem

dem verführerischen Glanze der Umstände eine Zeitlang hatte hinreissen lassen, doch nicht zu jenen gemeinen Seelen gehörte, welche bei herannahenden Widerwärtigkeiten nur zur Verzweiflung ihre Zuflucht zu nehmen wissen. Nach einem Kampfe mit ihrer so lange verhätschelten Eitelkeit, beschwor sie den Baron, seine Angelegenheiten durch Aufbietung aller ihm noch übrigen Hülfsmittel in Ordnung zu bringen; die Trümmern seines gestrandeten Glückes zu sammeln und sich dann in eine, ihrer gegenwärtigen Lage angemessene Entfernung von der Welt, zurück zu ziehen. Herr von Hofheim umarmte mit Entzücken seine Gattinn, die er in seinen eignen Plan so nach Wunsch einstimmen sah und fand darinn einen großen Trost bei seinem traurigen Schicksale.

In aller Stille verliessen sie kurz drauf die Kaiserstadt; und der Haushofmeister, ein alter treuer Diener, erhielt den Auftrag, die Anordnungen des Barons in Ausführung zu bringen. Demselben zufolge, wurde die Dienerschaft entlassen, die Pferde aus den Ställen, das Palais nebst dessen wirklich fürstlichen Einrichtung, nicht minder das Silberservice und die Juwelen und Alles, was Leute, die für die Zukunft nur aufs Nothwendige eingeschränkt sind, entbehren müssen,

zu

zu Gelde gemacht. Aber dennoch reichten die hieraus gelößten Summen nicht zu, alle Gläubiger zu befriedigen; und fast alle noch übrige Güther des Barons mußten auch noch losgeschlagen werden, um Alles ins Reine zu bringen.

Nun war Herr von Hofheim zwar seiner Schulden los: allein es blieb ihm auch Nichts übrig, als sein Stammguth Hofheim, welches zufolge eines alten Familienvertrages unveräußerlich war; und dessen Revenüen eben hinreichten, seinen Besitzer bei einer guten Oekonomie mit einigem Anstande zu ernähren. Auf diesem Landsitze beschloß nun der Baron künftig zu leben und dort zu versuchen, ob er es vergessen könne, daß er bisher ein Thor gewesen war.

Das Dorf Hofheim, welches man noch gegenwärtig auf dem Hundsrück findet, liegt in einer waldigen, gebirgigen Gegend, dicht unter einem Felsen, auf welchem die von dem Baron zu seinem künftigen Aufenthalte bestimmte Burg, sich erhob. Sie war das Stammhaus der Hofheimischen Familie; und deren ehmaliges Dasein bezeugen heutiges Tages nur noch verödete Mauern. Die Landschaft

schaft umher hatte ein so rauhes, ein durchgehends so trauriges Ansehn, daß seit mehr als funfzig Jahren keiner ihrer Herren auf der Burg zu residiren sich hatte entschließen können. Aus dem Grunde war auch nie für deren Verbesserung oder Verschönerung etwas gethan worden; und man begnügte sich, blos für das Nothwendigste zur Erhaltung der Gebäude zu sorgen. Daher befand das Ganze sich noch in eben dem Zustande, in welchen es von den ältesten Besitzern, zur Zeit des Faustrechts, gesetzt worden war.

Der auf einem Bergrücken gelegne Felsen, auf welchem die Burg stand, war schrof und von Natur auf allen Seiten unzugänglich. Blos von derjenigen, an welcher das Dorf lag, krümmte sich ein, in die steile Steinwand durch Kunst eingehauener schmaler Weg hinan. Wo man auch hinblickte, sah man schauderliche Abgründe unter sich; und das in dieser Höhe unbeschränkte Auge gewahrte Nichts, als die nackten Häupter der Gebirge und die mit einem schwarzen Forst bedeckten Thäler. Unmittelbar am Fusse des Felsens, stürzte ein wildes Wasser seine schäumende Fluten mit einem fürchterlichen Geräusch über die senkrechte Wand eines noch tiefern Thales hinab. — Nirgend vermogte

mogte man sich von dem melankolischen Einerlei an dem Anblick fruchtbarer Saatfelder, oder an dem Schmelz einer schönen Wiese zu erholen. Kein anderer Ton als das Geschmetter des zum Morden einladenden Jagdhorns und die Schläge der fällenden Axt und das Geprassel der stürzenden Bäume, berührte hier das Ohr. — Die Einwohner des Dorfes gewährten einen eben so traurigen Anblick, als die Gegend, in welcher sie lebten. Sie waren gröstentheils arm; die karge Natur hatte ihnen keine andre Erwerbzweige übrig gelassen, als das Kohlenbrennen und den Anbau einiger benachbarten Bergwerke. Die düstre Nahrungssorge war um ihre Stirn gelagert; ihre Körper trugen die Spuren einer sauern, mühseeligen Arbeit bei magrer Kost. —

Das Schloß an sich selbst, hatte nicht mehr Angenehmes, als die Gegenstände umher. Es bestand in einem weitläuftigen Quadrat mit einem Hofe, den es einschloß; und an jede der vier Ecken befand sich ein hoher, runder Thurm mit Epheu überlaufen. Sechs Fuß dicke Mauern, durch welche die kleinen, mit achteckigten, teils bemalten Glasscheiben ausgesetzten Fenster, das Licht in das Gebäude bringen mußten, verursachten in demselben eine ewige Dämmerung.

rung. Die Zimmer, welche an dem langen, schmalen Kreutzgängen lagen, waren nach dem Geschmak des Zeitalters, in welchem das Schloß erbaut worden, große, hohe Gewölber; und ermüdende Wendeltreppen, auf deren steinerne Stufen der Fußtritt wiederklang, führten in langweiligen Krümmungen nach den obern Stockwerken. Die Verzierungen der Gemächer und das ganze Hausgeräth waren ebenfalls in dem Geiste jener Zeit. Die Ahnen der Hofheimischen Familie, in Lebensgröße gemalt, zierten die Wände; die zum Teil von den Würmern durchschrotnen Tische und Stühle, waren mit geschmacklosem Schnitzwerk überladen; in den Schlafzimmern fanden Himmelbetten ihren Platz, die füglich eine kleine Familie hätten beherbergen können; in dem Speisesaal erblickte man einen ungeheuern, mit Humpen und Paßgläsern besetzten Schenktisch; in den Prunkgemächern fand man kleine runde Spiegel, mit zwei handbreiten Rahmen von einer sehr plumpen Bildhauerarbeit. Mit einem Worte, Alles was man sah, trug das Gepräge des funfzehnden Jahrhunderts.

Das hätte aber noch Alles seyn mögen, so sehr es auch mit dem Palais kontrastirte, welches der Baron bisher in Wien bewohnt hatte:

allein — das Gerücht sagte allgemein, daß es im Schlosse nicht geheuer sei; daß der Teufel einen verborgenen Schatz darinn bewache und durch seine Spuckereien es durchaus unbewohnbar mache. Man war unerschöpflich in wunderbaren und schreckhaften Erzehlungen von dem, was im Schlosse Alles vorgehe; und Jedermann stimmte darinn überein, daß um die Mitternacht das Ungethüm darinn so zu Werke gehe, als wenn es Alles zerstören wollte. —

Es war seit den funfzig Jahren, da der letzte Hofheim hier gehauset hatte, auch völlig unbewohnt geblieben; und die wenigen auf der Burg befindlichen Leute behalfen sich in einem kleinen Nebengebäude. Zuweilen schüttete man wol einige Vorräthe darinn auf, durch welche ein zahlreiches Volk von Ratten und Mäusen bewogen worden war, ohngeachtet der gedachten Spukereien, seinen Wohnplatz in dem Schlosse aufzuschlagen, in welchem es in einer von Menschen ungestörten Ruhe lebte; aber Niemand wagte sich allein hinein; und zur Abendzeit hätte Keines einen Fuß über die verdächtige Schwelle gesetzt und wären ihm auch Schätze geboten worden. — Selbst von außen vermied man, wenn es seyn konnte, den gefürchteten Mauern zu nahe zu kommen; und

Dor-

Dornen, Disteln und Nesseln, unter deren Schutze Ottern, Schlangen, Krötten und dergleichen Ungeziefer gedeihte, schoßten daher ringsherum ungehindert auf. — So war der Ort beschaffen, an welchem Baron Hofheim und dessen Gattinn künftig ihre Tage verleben sollten: sie, die bisher in den Armen des Ueberflusses und der Pracht, stets umgeben von nur anlachenden Gegenständen, jeden Augenblick dem Vergnügen und den angenehmsten Zerstreuungen gewidmet hatten. —

Als der Befehl des Barons in Hofheim anlangte, Alles zu seinem Empfang in Bereitschaft zu setzen, steckte drob Jedermann die Köpfe zusammen. Indeß mußte man gehorchen; mußte sich bequemen, die bisher vernachläßigte Reinlichkeit im Schlosse herzustellen, und die übrigen nothwendigen Anstalten zu treffen, welche die Befehle des Herrn heischten. — Endlich erfolgte die Ankunft der erwarteten Herrschaft. — So viel Entschlossenheit Frau von Hofheim seit dem traurigen Umsturze ihres Wohlstandes auch gezeigt hatte; so wollte sie der Muth doch schier verlassen, als sie ihren neuen Wohnort erblickte. Der Baron selbst konnte einige Seufzer nicht ersticken, als er diese Mauern sah, die jede frohe Empfindung

von ihren Bewohnern auf immer zu verscheuchen schienen. Indeß zwang er sich um seiner Gattinn willen, und zeigte äußerlich eine Zufriedenheit, welche nicht in ihm ihren Sitz hatte.

War der neue Aufenthalt der Baroninn bei Tage unangenehm gewesen; so wurd' er ihr mit dem Anbruch des Abends schrecklich. Es überfiel sie ein Grauen, dessen sie nicht Meister werden konnte; es war ihr, als wenn überall unsichtbare Hände nach ihr griffen. Bei der wenigen Dienerschaft, welche Herr von Hofheim mit anher gebracht hatte, waren die Bewohner des Schlosses auf eine nur geringe Anzahl eingeschränkt; und es herrschte in demselben daher eine schauderliche Stille, die gegen die gewohnte geräuschvolle Lebensart außerordentlich abstach. Nichts unterbrach dieselbe, als zuweilen einzelne Fußtritte, die von den hohen Gewölbern wiederhallten, das Schroten einsamer Holzwürmer und das melankolische: tik, tik, der sogenannten Todtenuhr. — Mit der Dämmerung kehrte ein Schwarm krächzender Raben und Dohlen nach der Burg zurück, um in deren gothischen Verzierungen ihr Nachtquartir zu nehmen; und kaum hatte die Nacht ihre schwarze Decke über die Natur ausgebreitet, als Nachtvögel aller Art ihre Schlupfwinkel verließen,

und

und mit ihrem traurigen Gesange die Luft erfüllten, indeß die schwermüthige Feldheime unter den Fenstern zirpte. — Furcht und Bangigkeit beengten das Herz der armen jungen Frau, welche ihren Gemal unabläßig beschwor, sie ja nicht einen Augenblick zu verlassen.

Von der Reise ermüdet, legten sie sich zeitig zur Ruhe; und bald schloß der Schlaf ihre Augen. Plötzlich aber ward der Baron von einem Geräusch aufgeschreckt, das ihm in der Nähe des Zimmers gewesen zu seyn schien: allein, eh' er sich noch recht besinnen, oder einigermassen unterscheiden konnte, was ihn eigentlich aufgeweckt hatte, war es wieder still. Er drückte seine Repetieruhr; sie schlug zwölf. — Als er hierauf eine Weile nichts mehr vernahm, fing er schon an zu glauben, daß er nur geträumt habe; und er kehrte sich auf die Seite, um wieder einzuschlafen. — Auf einmal hörte er aber den langen Gang vor dem Schlafzimmer etwas heraufkommen. Je mehr es sich näherte, je deutlicher vernahm er wie den Tritt eines recht schwerfälligen Menschen, der auf Pantoffeln schlarft; und zugleich wars, als wenn's mit Ketten rasselte. — Herr von Hofheim, war ein herzhafter Mann; aber — es wollte ihm doch fast nicht wohl zumuthe werden,

den, als er endlich gar den Nachtwandler mit einem fürchterlichen Kettengeklirr dicht vor seiner Thüre sich vorbeischleppen hörte, und sich in demselben Augenblick im Zimmer ein Leichengeruch verbreitete, der ihn einer Ohnmacht nahe brachte. Mit Grausen und mit in die Höh strebendem Haar, bemerkte er, daß das, was er nun für nichts Anders, als für ein Gespenst halten konnte, die ganze Gallerie entlang, fortschlarfte. Als es endlich am Ende derselben zu seyn schien, hörte er es jählings einen Fall thun, gleich, als wenn ein mit Ketten belasteter eine Treppe hinabstürzt. — Nach einer kurzen Stille begann nun in mehreren Teilen des Schlosses ein Gelärm, ein Poltern, ein Werfen mit dem Hausgeräth, ein Thürenschlagen und ein Geklirr, als würden alle Fenster eingeworfen. Zuletzt schlarfte und rasselte es nochmals die Gallerie entlang bei dem Schlafgemach vorbei; es drang nochmals der vorige Leichengestank ins Zimmer; es that abermals den ersigedachten Fall; und drauf ward urplötzlich Alles ruhig und es regte sich nichts mehr, obschon der Baron, der sein Kopfkissen mit Schweis genäßt hatte, noch über eine Stunde wachte. — Frau von Hofheim, die bei einem zartern Körperbau vielleicht ermüdeter, als ihr Gemal seyn mogte, hatte die ganze Zeit über fest geschla-

fen,

fen, welches diesem auch ausserordentlich lieb war.

Am andern Morgen beobachtete der Baron die Gesichter seiner Leute; er konnte aber nur an dem Bedienten etwas bemerken, das ihn vermuthen lies, dieser habe von dem nächtlichen Umgange Kenntniß. Er nahm denselben besonders und fragte ihn ganz allgemein, ob er wol in der letztern Nacht etwas gehört habe? — „Wol hab' ich was gehört," antwortete er; „und zwar soviel, daß ich nicht wünschen „mögte, es wäre dem gnädgen Herrn auch zu „Ohren gekommen." — Am Ende zeigte sichs, daß Beide von dem ganzen Vorgange dasselbe wahrgenommen hatten; und Herr von Hofheim gebot diesem Menschen ein tiefes Stillschweigen.

So, wie der Baron die Gesichter seines Hausgesindes beobachtete, so untersuchten die ältern Burgbewohner und besonders der betagte Burgverwalter dessen Gesicht; und sie konnten ihre Freude nicht genugsam verbergen, als sie früh Alle, die im Schlosse wohnten, noch am Leben sahen: denn man hatte, als eine nicht zu bezweifelnde Sache befürchtet, daß das Gespenst gewiß irgend Jemand den Hals umdrehen werde.

werde. — Herr von Hofheim, der bald bemerkte, was vorging, verbot denselben gleichfalls, sich gegen keinem seiner mitgebrachten Leute etwas merken zu lassen, daß es auf dem Schlosse nicht mit rechten Dingen zugehe.

Nach der neuen Einrichtung, speis'te der Baron mit seiner Gemalinn um zwölf Uhr. Sie hatten sich eben zu Tische gesetzt, als Herr von Hofheim und der Bediente, welcher zugleich mit aufwartete, auf einmal wieder das Schlarfen und das Kettengerassel auf der Gallerie vernahmen, wie sie es in der vergangnen Nacht gehört hatten. Auch die Baroninn bemerkte es und fragte, was es wäre? Ihr Gemal antwortete ihr mit einer erzwungenen Gleichgültigkeit: daß es wahrscheinlich der Schmid seyn werde, der einiges Eisenzeug bringe, das der Burgverwalter bestellt habe. So herbeigezogen diese Nothlüge auch war, galt sie doch. Das Gespenst gelangte indeß an die Thüre; und mit dessen Vorbeigehen wurde das Zimmer von dem eckelhaftesten Todtengeruch angefüllt. — „Himmel! was für ein unaus„stehlicher Gestank!" schrie die Baroninn, indem sie das Tuch vor die Nase hielt: „Johann, „holt doch Kohlen, und räuchert!" — Da gab es eine neue Verlegenheit. Johann hätt' um

alle

alle Schätze der Welt keinen Fuß vor die Thüre gesetzt; und sein Herr wollt' es ihm auch nicht zumuthen. Zum Glück besann er sich noch auf einen Potpouri, den er mitgebracht und in dasselbe Zimmer gesetzt hatte. Der mußte dann unter dem Vorwand, daß das Räuchern auf Kohlen zu weitläuftig sei, mit seinen Düften den abscheulichen Leichengeruch verdrängen. — Da man das Gespenst zwar am Ende der Gallerie wol den erstgedachten Fall thun hörte, dasselbe aber diesmal das fürchterliche Gepolter unterlies und auch nicht wieder zurückkam; so gelang's, die Wahrheit der Frau von Hofheim ferner zu verbergen. —

Von nun an wurd' aber, da der Freiherr bemerkte, daß mit dem Schlage Eins Alles wieder ruhig blieb, die Speisestunde um ein Uhr angesetzt; und während der unruhigen Mittagsstunde wußte der Baron seine Gemalinn immer aus den Schlosse durch eine Promenade vor dem Essen zu entfernen.

Um die folgende Mitternacht begann das Ungethüm wieder seinen Umgang; allein es ging bei weitem nicht so heftig zu Werke, als das erstemal. Der Baron fing schon an, es gewohnt zu werden und hörte Alles mit weniger

Furcht

Furcht an, da er sah, daß es nicht näher kam und auch Niemand etwas zu leide that.

So verlief eine Woche und es blieb immer beim Alten. Jeden Mittag und jede Mitternacht wiederholte das Gespenst den gewöhnlichen Auftritt; bezeigte sich dabei aber je länger, je bescheidner. Das Schlimmste war der unausstehliche Leichengestank, welcher es jedesmal begleitete und der um diese Stunden im ganzen Schlosse gespürt wurde. Außer die Baroninn, welcher ihr guter Schlaf und ihres Gemals Vorsorge die Sache bisher noch verborgen gehalten hatte, gab es nun unter dem Hausgesinde Niemand mehr, der von der Spuckerei nicht Kenntniß gehabt hätte. Herr von Hofheim hatte es aber Jedem streng untersagt, sich irgend etwas gegen seine Gemalinn davon merken zu lassen.

Eines Morgens begab sich der Baron in den Pferdestall, welcher auch innerhalb den Mauern des Schlosses angebracht war. Der Kutscher, ein alter guter Kerl, welchen er mit von Wien gebracht hatte, nahm die Gelegenheit wahr, ihn um seinen Abschied anzusprechen. Herr von Hofheim, der dessen Attaschement für ihn kannte, wunderte sich sehr

dar-

darüber und fragte ihn um die Ursach, warum er ihn so jählings verlassen wollte. „Gnädger „Herr," sagte der Kutscher; „nur der Tod „hätte mich sonst aus Ihrem Dienst bringen „können; aber — ich kann's nicht bergen — „seitdem Sie mir alten, treuen Diener nicht „mehr trauen und alle Mittage in den Stall „kommen, um das Futter, wenn ich's den „Pferden vorgeschüttet habe, zu untersuchen „und Alles was hier ist, zu visitiren, kan ich's „nicht länger aushalten." — Der Baron, der sich dessen, worüber der Kutscher sich beklagte, nicht bewußt war, erstaunte sehr über diese Rede und läugnete die Sache durchaus ab. Da aber der Mensch dabei blieb und es beschwor, daß seine Augen es jeden Tag mit angesehen hätten; so sagte Herr von Hofheim: er mögte es indessen gut seyn lassen; und er hoffe, ihn noch diesen Mittag zu überzeugen, daß es ihm nie eingefallen sei, ein solches Mißtrauen zu beweisen. —

Kaum hatte es zwölfe geschlagen, als der Baron seine Gemalinn in dem kleinen, hinterm Schlosse befindlichen Garten unter irgend einem Vorwand allein lies, um sich nach dem Stalle zu verfügen. Der Kutscher stand in der Thüre; als er aber seinen Herrn erblickte, machte er

mit

mit allen Merkmalen des Erstaunens und des Schreckens, Miene, die Flucht nehmen zu wollen. Der Baron rief ihm zu, und er bequemte sich doch still zu stehen. „Was ist dir, Christian?" redete ihn Herr von Hofheim an. — „Ach Gott! sind Sie denn wirklich mein Herr?" erwiederte ängstlich der Kutscher: „Doch — Sie sprechen ja mit mir; und der „da drein (in den Stall weisend,) sagte mir „noch nie ein Wort." — „Wo? — wer spricht „mit Dir?" fiel der Baron hastig ein. — „I „nun, Ihr leibhaftes Ebenbild im Stalle, das „eben wieder das Futter visitirt." — Unserm Hofheim lief es kalt über den Rücken; doch faßte er Muth und beschloß, es mögt auch daraus entstehen, was da wolle, hinein zu gehen und sich durch seine eigne Augen zu überzeugen, in wieweit Christian recht habe. —

So gefaßt er zu seyn geglaubt hatte, fehlte doch wenig, daß er nicht vor Entsetzen und Grausen zu Boden sank, als er bei seinem Eintritt im Stall sich selbst, wie er ging und stand, bei einem Pferde stehen und in der Krippe wühlen sah. — Er hielt den Anblick nur einige Sekunden aus, nahm den Kutscher, der ihm gleich Espenlaub bebend, gefolgt war, beim Arm und verließ mit demselben stillschweigend

gend den Stall. — „Christian," sagte er: „Du merkst nun wol, was es mit dem Dinge „da drinne, das mir so vollkommen ähnlich „sieht, für eine Bewandniß hat! — Laß uns „davon schweigen; und ziehe die Pferde noch „heute in den kleinen Stall am Burgthor; ich „will selbigen alsbald ausbessern lassen." — Das geschah; und von nun an hatte der Kutscher Ruhe.

Am folgenden Tage hatte der Baron mit der Köchinn, die ihrer Herrschaft ebenfalls von Wien aus gefolgt war, einen ähnlichen Auftritt. Gleich dem Kutscher, sagte auch diese ihm den Dienst auf; und gab auf ihres Herrn Frage zur Ursach dieses Entschlusses an, daß die gnädige Frau so mißtrauisch gegen sie sei; indem sie jeden Mittag in die Küche komme und die Töpfe am Feuer visitire, die Teller und das sämtliche Küchengeräth nachzähle und alle Winkel durchsuche, welches sie sonst nie gethan habe.

Der Baron merkte sogleich, daß das wieder ein Streich des Burggespenstes sei. Er begnügte sich anfänglich seine Gemalinn zu rechtfertigen, indem er der Köchinn zu überlegen gab, daß sie um diese Zeit unmöglich in die Küche kommen könne, da er in der Mittagsstunde jedesmal mit ihr spaziren gehe und sie

also dann gar nicht im Schlosse sei. — Als aber die Köchinn sich nicht damit wollte abweisen lassen, und sich immer auf das berief, was ihre Augen gesehen hätten; so fand Herr von Hofheim es unumgänglich, mit der Wahrheit hervorzugehen und ihr den Vorgang zu erzehlen, wovon er im Pferdestalle Augenzeuge gewesen war. — Nun gerieth er aber in eine neue Verlegenheit, als die Köchinn betheuerte, die Küche mit keinem Fuße wieder zu betreten. Nachdem er umsonst alle Ueberredungskünste verschwendet hatte, sah er sich endlich genöthiget nachzugeben, und eine im Erdgeschoß befindliche Küche zum Gebrauch anzuweisen, in welcher es zum Glück auch ruhig blieb.

Der Baron wußte sich keinen Rath, welche Maasregeln er in Ansehung seiner Gemalinn nehmen sollte. Er sah voraus, daß das Unwesen des Burggespenstes ihr in der Folge kein Geheimniß bleiben werde; und er zitterte bei dem Gedanken, daß der Zufall derselben diese Entdeckung einmal auf eine Art machen mögte, die einen gefährlichen Einfluß auf ihre Gesundheit haben könnte. — Wenn er sich auch hätte entschließen wollen, einer solchen plötzlichen Entdeckung durch eine mit gehöriger Vorsicht gemachte Eröfnung zuvorzukommen; so sah er

vor-

voraus, wie elend sie in Zukunft ihre Tage an einem Orte verleben werde, an welchem sie jeden Augenblick befürchten mußte, durch eine schauderhafte Erscheinung erschreckt zu werden. — Endlich kam ihm ein Einfall, den er auch in Ausführung brachte.

Das Schloß war von einem sehr beträchtlichen Umfange. Die Partie, welche der Baron mit den Seinigen bewohnte, machte daher nur den kleinsten Teil des ersten Stockwerks aus. In dem übrigen, weit größerm Bezirk gab es noch eine Menge, nach ihrer Art recht wohl angelegter Zimmer, die alle nicht gebraucht wurden. — Nun fiel Herr von Hofheim drauf, daß das Gespenst vielleicht nur in dem bisher bewohnten Flügel sein Wesen treibe; und daß es möglich sei, daß es das Uebrige mit seinen Besuchen verschone. War dies der Fall, so fand er nichts Besseres zu thun, als seine Wohnung aus diesem Teil des Schlosses in einen andern zu verlegen. Um sich davon zu überzeugen, mußte er sich aber entschließen, in jenem Flügel, den er zur Bewohnung am bequemsten finden würde, eine Mitternachtsstunde zuzubringen. — Die Sache hatte einige Schwierigkeiten, welche er aber aus dem Wege zu räumen Mittel fand.

Nach-

Nachdem er sich diejenige Partie ausersehen hatte, die ihm zum Bewohnen am geschicktesten schien, schlich er sich eines Abends, als er seine Gemalinn in einem festen Schlafe sah, von derselben hinweg, und begab sich in Begleitung des Bedienten, als des Herzhaftesten unter seinen Leuten, jeder mit zwei brennenden Lichtern in der Hand, nach jenem öden Teil des Schlosses. Sie befanden sich schon bei einer Stunde in einem der dortigen Zimmer. Der Zeiger auf des Barons Uhr wies schon einige Minuten über zwölf; und man vernahm noch nichts. — Endlich kam es ihnen doch vor, als wenn sie von dem Schlarfen und dem Kettengeraffel etwas hörten; allein es blieb so in der Entfernung, daß diejenige Aufmerksamkeit es zu vernehmen, erfordert wurde, welche der Baron und der Bediente beobachteten. Auch etwas von dem Leichengeruch drang ihnen in die Nase; aber derselbe war gleichfalls nur sehr schwach. Von dem gewöhnlichen Fallen und dem Gepolter mit den Möbeln, hörte man gar nichts. — Endlich war die verdächtige Geisterstunde verronnen; und der Baron war nicht wenig über seine gemachte Entdeckung erfreut. —

Mit Anbruch des Tages — welches, da man im Sommer lebte, nach zwei Uhr war — begab

begab sich Herr von Hofheim zu seiner Gattinn zurück, welche er noch so ruhig schlafend fand, als er sie verlassen hatte.

Schon am folgenden Morgen machte er derselben seinen Wunsch bekannt, in Zukunft die auf der gegenüberliegenden Seite befindlichen Zimmer zu bewohnen. Er gab zum Vorwand dieser Veränderung an, daß die Aussicht dort besser sei und man daselbst von der Mittagssonne nicht so viel zu erleiden habe, welches auch in der That wahr war. Frau von Hofheim, — die eine Ausnahme von der Regel machte — fand ihrer Gewohnheit nach für gut, was ihr Gemal wünschte, und schon am andern Tag ging das Umziehen vor sich. — Wie leicht es allen Hausgenossen ums Herz wurde, als sie den Lieblingsaufenthalt des gefürchteten Burggespenstes verliessen, lasse ich billig die Leser selbst beurtheilen.

Der Baron war sehr aufmerksam, wie sich der Burggeist nach der Räumung jenes Flügels betragen werde. Er wehrte absichtlich dem Schlaf, ihm die Augen zu schliessen, um die Mitternacht wachend zu erwarten. Kaum war es zwölf, als er das Schlarfen und das Kettenklirren deutlich vernahm; und zwar, wie

ihn dünkte, weit stärker als das erstemal, da er mit seinem Bedienten hier gewesen war. Sogar etwas näher schien es zu kommen; und merklicher als damals, drang der Leichengestank auf die Geruchsorganen. Indeß blieb es, zum großen Vergnügen des Herrn von Hofheim, doch von dem jetzt bewohnten Revier entfernt. Neulich hatte er hier von dem mehrerwehnten Fallen und von dem; demselben folgenden Gepolter, nichts gehört; aber dasmal schien es, als wenn das Gespenst seinen Zorn darüber auslassen wolle, daß man seinen Besuchen aus dem Wege gegangen war. Der Baron vernahm nicht nur den Fall, sondern es trieb auch in dem verlaßnen Teil des Schlosses einen Unfug mit Lärmen, Schlagen, Werfen und Prasseln, als wenn es das ganze Gebäude zertrümmern wollte; und das dauerte so bis auf die letzte verrinnende Minute der Mitternacht mit ununterbrochner Heftigkeit fort. Ganzer acht Tage bemerkte er ein ähnliches Toben; nachher wurd' es bei seinen Umgängen neuerdings so bescheiden, daß man nur mit Mühe von demselben etwas vernehmen konnte.

Die ganze Schloßgenossenschaft begann nun wieder aufzuleben. Die Furcht, welche bisher jedem Gesicht eingeprägt gewesen war, verschwand

schwand nach und nach; und man fing an des gegenwärtigen Hausfriedens zu geniessen. Zum Ueberfluß hatte der Baron den ganzen, von dem Gespenst beunruhigten Teil des Schlosses, durch einen Verschlag absondern lassen; auch hatt' er die Anordnung getroffen, daß um die Mittagsstunde immer stark geräuchert wurde, um dadurch den widerlichen Todtengeruch, der sich zu dieser Zeit ein wie allemal verbreitete, zu vertreiben.

Da man nun von der schauderhaften Gemeinschaft mit dem Burggespenst befreit war, glaubte man auch von dem Stillschweigen entbunden zu seyn, welches man sich bis dahin teils aus Furcht, teils auf Befehl des Barons, auferlegt hatte. Man unterhielt sich jetzt sehr viel von der Spuckerei; und die Schwatzhaftigkeit des Kammermädchens konnt' es sich nicht länger versagen, ihrer Gebieterinn eines Tages von dem bisherigen Geheimnisse im Vertrauen Kenntniß zu geben. Diese Eröfnung machte einen ausserordentlichen Eindruck auf Frau von Hofheim, die von Natur furchtsam war. Von nun an war ihr selbst ihr Schatten verdächtig; und der geringste, unvorhergesehene Laut konnt' ihr einen Schrei abnöthigen. Da sie es der Zofe versprochen hatte, von der ihr gemachten

Entdeckung nichts gegen ihren Gemal auszulassen, verschwieg sie demselben, in wieweit sie unterrichtet war: und machte zum Vorwand der Furcht, welche sie unabläßig äußerte, daß sie schon einigemal beim Erwachen in der Nacht ein Gepolter gehört habe, welches sie unmöglich für natürlich ansehen könne. — Die Kammerjungfer durfte nun nicht mehr von ihrer Seite kommen, damit, wenn ihr Gemal einmal abwesend war, sie ja nicht allein bliebe. Trauriger ist wol nie ein Aufenthalt gewesen, als Frau von Hofheim jetzt den ihrigen fand.

Ihr Gemal suchte jedes Mittel hervor, um sie zu beruhigen; allein sie hatte zuviel erfahren, als daß es ihm hätte gelingen können. Er selbst, war neuerdings nicht so zufrieden mit der gegenwärtigen Wohnung, als er es in den ersten Tagen gewesen war. Er hatte zu seinem nicht geringen Verdrusse bemerkt, daß man auch hier nicht allerdings ausser dem Wirkungskreise des Geisterwesens sei.

Eines Abends legte Frau von Hofheim sich ganz gesund nieder; um Mitternacht aber, befand sie sich plötzlich so übel, daß der Baron aufstehen mußte, um Jemand herbeizurufen

und

und ihr Theewasser zu bestellen. — Mit seinem Nachtlichte in der Hand, verlies er das Schlafzimmer und betrat mit einigem Grauen, dem er aber seinen gewöhnlichen Muth entgegensetzte, die lange, schauderliche Gallerie. Im andern Teil des Schlosses schlärfte schon der mitternächtliche Wandler; und es war ihm, als wenn ein feiner Wind ihm das Haar auf dem Scheitel lüftete. Er verfolgte indeß seinen Weg, als er auf einmal bemerkte, daß Etwas nach seinem Lichte blies, es aber doch nicht auslöschte; und in demselben Augenblick fühlte er was bei sich vorbeistreichen, das so kalt war, daß es ihn durch die Kleider auf der Haut kühlte. So sehr ihn dieser Vorfall auch erschrekte, so hatte er doch die Gegenwart des Geistes, sich nach dem, was bei ihm vorbeigeschlüpft war, umzusehen; und er erblickte eine grosse, schlanke, weiße Gestalt, welche die Gallerie entlang hinzuschweben schien; und die endlich im Dunkel derselben zerfloß. Schaudernd ereilte er die Kammer des Bedienten, welchen er aus den Federn herauspochte; und in dessen Begleitung weckte er die Kammerjungfer und die Köchinn auf, die erstre, um seiner Gemalinn Beistand zu leisten; und diese, um Theewasser zu machen. Er gewahrte auf der Rückkehr nach dem Schlafzimmer nichts weiter,

ter, als daß der erstgedachte weiße Schatten in dem, nicht vom Lichte erhellten Teil des Ganges noch zu schweben schien.

Die Unpäßlichkeit der Baroninn war von keinen Folgen; und ihr Gemal tröstete sich über die gemachte Entdeckung mit der stillen Bescheidenheit, welche das nur nachtwandelnde Gespenst bisher beobachtet hatte; und daß bei derselben noch Niemand von seinen Leuten etwas davon wahrgenommen zu haben schien. Er fühlte gleichfalls keinen Trieb, dasselbe ferner in Augenschein zu nehmen; und trug Sorge, daß Jedermann im Schlosse beizeiten zur Ruhe kam, damit man ein Geheimniß nicht entdecken mögte, das er zu verbergen so nöthig fand.

Es waren wol einige Wochen seit dieser Begebenheit verstrichen, als der Baron eines Abends gar nicht schlafen konnte. Nachdem er sich lange im Bette umsonst hin und her gekehrt hatte, stand er noch einmal auf und setzte sich, bei dem brennenden Nachtlicht noch ein wenig zu lesen, bis er schläfrig würde. Nach einer Weile putzte er aus Unvorsichtigkeit das Licht aus. Indem er hinging ein Feuerzeug zu suchen, glaubte er durch die Spalte einer Thüre, welche aus dem Schlafgemach in das gewöhnliche

liche Wohnzimmer führte, den Schein eines Lichtes durchschimmern zu sehen. Es fiel ihm ein, daß man wol ein brennendes Licht darinn vergessen haben könne; und damit dasselbe keinen Schaden thun möchte, öffnete er die Thüre, um es zu untersuchen. — Wie ist aber sein Entsetzen zu beschreiben, als er das Gemach von zwei hohen Kerzen erleuchtet fand, welche auf einem Ecktisch standen; und in einiger Entfernung von demselben, eine lange, weisse weibliche Gestalt sitzen sah, die den Kopf auf die eine Hand gestützt hielt. Schon wollte er von Grauen erfüllt zurücktreten. Allein, er ermannte sich sogleich und beschloß, es möchte kosten, was es wolle, diese Gelegenheit zu benutzen, um vielleicht etwas Näheres von dem das Schloß beunruhigenden Geisterwesen zu erfahren. Mit erzwungener Entschlossenheit ging er auf die Gestalt los.

Als er noch einige Schritte von ihr war und sie keine Bewegung machte, faßte er das Herz sie anzureden. Er fragte, wer sie wäre, wer sie berechtiget habe, sich zu dieser Stunde in seinem Zimmer finden zu lassen und was sie hier suche. — Es erfolgte keine Antwort und der Baron wurde beherzter. Er ging nach dem Tisch, um eins der Lichter zu nehmen und

die

die im Schatten eines Pfeilers sitzende Figur zu beleuchten; allein, als er nach dem Leuchter grif, der schwer von Silber zu seyn schien, faßte er Nichts; und doch sah er ihn auf der Stelle, wo seine Hand Nichts fühlte. Er hielt den Finger an die Flamme; und auch diese brannte ihn nicht. — Er begab sich von neuem nach der weißen Gestalt hin, um die vorige Frage zu wiederholen, und erhielt abermals keine Silbe zurück. Endlich wurd' er ungeduldig, überwand das Widerstreben des Grauens und streckte die Hand aus, um sie am Arme zu schütteln. Er ergrif — gleichfalls Nichts; und die Luftgestalt erhob einen Finger mit warnender Geberde. Nachdem er sie nochmals aufmerksam betrachtet hatte, fand er nun doch für gut, seiner Nachforschung Grenzen zu setzen. Er begab sich in sein Schlafgemach zurück, zog die Thüre hinter sich zu und legte sich drauf alsbald nieder, indem er das Gesehene nochmals vor seiner Einbildungskraft vorbei gehen lies. Es schien ihm, als wenn er an dem weiblichen Schatten irgend eine Aehnlichkeit mit Jemand bemerkt habe, zu welcher er aber in seinem Gedächtnisse das Original nicht aufzufinden vermogte.

Das Bild der gestrigen Erscheinung stand am andern Morgen mit dem Baron auf. Indem

dem er — eben in dem gedachten Wohnzimmer, wo er dieselbe gesehen hatte — mit seiner Gemalinn beim Frühstück saß, fielen seine Augen von ohngefähr auf ein Portrait, das er, weil es ein sehr schönes Frauenzimmer abbildete, schon oft betrachtet hatte; und auf einmal fiel ihm die Aehnlichkeit auf, welche dasselbe Konterfei mit jener nächtlichen Luftgestalt zeigte. Von der Zeit interessirte ihn dieses Gemälde vor allen andern; und statt Grauen, flößte es ihm eine Art unwillkürlichen Mitleids ein.

Durch diese letzte Begebenheit, welche den Baron von der Unschädlichkeit des hier hausenden Gespenstes überzeugte, wurde er nun ziemlich gleichgültig bei der Sache. Da der Geist zur Mittagszeit sich nicht wittern ließ, hatte er nicht zu besorgen, daß seine Gemalinn dadurch erschreckt, oder eines seiner Leute von dessen Umgehen unterrichtet werden mögte. — Er begnügte sich, wehrend der Mitternachtstunde sein Schlafgemach nicht zu verlassen; und bekümmerte sich übrigens wenig um das bescheidne, im Stillen wandelnde Spukding. Diese Stimmung, die seinem Gesicht wieder eine unverstellte Heiterkeit mitteilte, wirkte auch auf Frau von Hofheim, die bei der Unbefangenheit ihres Gemals und da ihr bis jetzt noch nie etwas

Ver-

Verdächtiges vor Augen gekommen war, sich um Vieles beruhigte. In dieser Lage der Dinge blieb es einige Monat, als Herr von Hofheim wegen eines Grenzprozesses genöthiget wurde, auf einige Tage zu verreisen.

Die Baroninn lies bei ihres Gemals Abwesenheit der Kammerjungfer Bette in ihr Schlafzimmer setzen, um die Nacht nicht allein zu seyn. Sie legten sich von Langweile geplagt, zeitiger als gewöhnlich nieder. Die Zofe verrieth bald durch ihr Schnarchen, daß sie entschlafen sei; allein ihre Gebieterinn, der Einsamkeit im ehelichen Bette ungewohnt, vermögte nicht, dasselbe zu thun. Sie warf sich hin und her; aber es gelang ihr nicht, in Schlaf zu kommen. Die fürchterliche Mitternachtstunde fand sie noch wachend. Zum erstenmal vernahm sie jetzt den Poltergeist im andern Teil des Schlosses; und so artig sich derselbe, seiner bisherigen Gewohnheit gemäß, auch aufführte; so ward die arme Frau doch von nicht geringem Grauen ergriffen. Sie rief die Kammerjungfer, aber die war nicht zu erwecken. Vor Furcht und Angst steckte sie den Kopf unters Bette; allein, in Schweis gebadet, vermögte sie es nicht lange auszuhalten. Eben, als sie den Kopf wieder unter den Federn hervorbrachte, erblickte sie ihren

ren Gemal, der im Nachtzeuge aus dem Wohnzimmer mit einem Lichte in der Hand ins Schlafzimmer trat. Eine heimliche Bangigkeit erlaubte ihr nicht, sich über den so unerwarteten Anblick ihres Mannes zu freuen, noch ihn zu bewillkommnen. Er setzte das Licht, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Tisch, kam zum Bette, stieg eben so stillschweigend, ohne den Kaftan auszuziehen, hinein; und blieb auf der Stelle, welche er anfänglich eingenommen, unbeweglich liegen.

Frau von Hofheim lag, wie von einer unsichtbaren Kraft gelähmt, auf der ihrigen, und vermogte auch nicht einen Finger zu regen. In diesem Zustande blieb sie eine ganze Weile. Auf einmal fühlte sie ihr Bewegungsvermögen wieder zurückkehren; sie wagte einen Blick auf die Seite zu werfen: und verschwunden war ihr Gemal und das Licht, welches er auf den Tisch gesetzt hatte. Die arme zum Sterben erschrokne Frau that einen lauten Schrei, worüber die Jungfer nun sogleich erwachte. Furcht und Grauen hielten der Baronin Zunge noch eine lange Zeit gefesselt. Endlich, als sie den Gebrauch der Sprache wieder bekam, erzehlte sie nun der Kammerjungfer, was ihr begegnet war. Diese, die von alledem

nichts

nichts bemerkt hatte, bemühte sich ihre Herrschaft zu überreden, daß sie nur einen schrekhaften Traum gehabt habe; aber das war umsonst. Frau von Hofheim war zu sehr überzeugt, daß sie mehr als zu wach gewesen sei; und überdies bewies der Eindruck im Bette zu überzeugend, daß da was gelegen habe. Die Zofe mußte nun neben ihrer Frau Platz nehmen; und am Ende gelang es ihnen doch, dem süßen Schlaf in die Arme zu sinken.

Man hatte beschlossen, wehrend des Barons Abwesenheit die Zimmer zu reinigen und machte sich am folgenden Morgen an die Arbeit. Man nahm zu dem Entzweck alle in den Gemächern befindliche Gemälde ab; und nebst den andern, auch das, an welchen der Baron die Aehnlichkeit mit dem Nachtgeiste gefunden hatte. Da man spät fertig wurde, verschob man die alten Gesichter wieder aufzuhängen, bis morgen früh. — Mit Beben sahe Frau von Hofheim die Stunde zum Schlafengehen kommen. Indeß hielt sie doch noch fürs Sicherste, zu Bette zu gehen. Die Kammerjungfer mußte sich zu ihr legen.

Keine von Beiden vermogte ein Auge zu schließen. Das Mädchen hatte genug zu thun, um ihrer Gebieterinn einen Muth einzusprechen,

von

von welchem sie selbst nicht viel besaß. Endlich lies sich das bekannte Schlarfen im andern Flügel hören; und — welches bisher noch nie geschehen war — gleich drauf begann auch in der bewohnten Partie ein Lärm, als stürzte die ganze Burg zusammen. Besonders hauf'te es auf der Galierie und in der benachbarten Wohnstube auf eine fürchterliche Weise. Die Baronin sowol, als ihre Jungfer waren vor Furcht und Bangigkeit mehr todt als lebend. Nachdem das Toben so eine Weile gedauert hatte, that es plötzlich einen Knall, gleich einem Schusse, gegen die Thüre, welche aus der Wohnstube ins Schlafzimmer führte. Die Thüre sprang auf, und es trat wieder des Barons Gestalt, wie den Abend zuvor, mit dem Lichte in der Hand herein. Die beiden Frauenzimmer hatten von ihren physischen Kräften nur noch das Gesicht und Gehör übrig, denn keine vermogte ein Glied zu regen. Die Gestalt setzte das Licht, wie gestern, auf den Tisch und trat ans Bette, in welchem die Kammerjungfer voran lag. Sie sah dieselbe einen Augenblick an, ergrif sie, wie ein Mensch eine Feder faßt, warf sie auf den Boden, und zerarbeitete das arme Geschöpf so lange mit Händen und Füßen, bis sie kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Hierauf lies sie selbige auf dem Fußbo-

den

den liegen und stieg ins Bette, wo sie wieder bis zu Ende der Geisterstunde, ohne sich zu bewegen liegen blieb; und dann auf einmal verschwunden war.

Die Baroninn befand sich fast in eben dem leblosen Zustande, als ihr Mädchen; nur mit dem Unterschied, daß sie ihr Bewußtseyn behalten hatte. Erst langsam erholte sie sich etwas. Ihre Lage war ausserordentlich peinlich. Sie sah ihr Mädchen auf dem Fußboden liegen und ihrer Beihülfe so bedürftig; und doch liessen sie Furcht und Grauen nicht aus dem Bette. Zehnmal hatte sie schon zu der Armen Beistand eilen wollen; und zehnmal hatte es sie zurück gehalten. Endlich begann das Mädchen sich wieder zu regen. Nun Frau von Hofheim wieder einen lebenden Menschen um sich sah, hatte sie endlich den Muth, die Federn zu verlassen. Mit Mühe gelang es ihr, sie aufzuheben und ins Bette zu bringen. Es dauerte einige Stunden, ehe sie die Sprache wieder erhielt; und als sie der Zunge mächtig ward, klagte sie über heftige Schmerzen in allen Gliedern, die ihr wie zerschlagen wären. — Ans Schlafen war nicht zu denken; der so sehnlich herbeigewünschte Tag fand sie noch, ohne daß Eine von Beiden ein Auge geschlossen hätte.

Da

Da die Kammerjungfer nicht im Stande war aufzustehen, mußte sich schon die Baronin dazu bequemen, obschon auch sie sich gar nicht wohl befand. Der Kutscher mußte gleich satteln, um von einem, eine Meile entfernten Flecken, den Bader zu holen. Vor der Hand begnügten sie sich etwas Medicin zu nehmen, welche sie im Hause hatten. Frau von Hofheim war klug genug, dem übrigen Hausgesinde den nächtlichen Vorgang zu verbergen; und sie befahl auch der Kammerjungfer ernstlich, sich nichts davon auszulassen. — Der Bader kam noch vor Mittag an; und als die beiden Frauenzimmer Blut gelassen hatten, befanden sie sich merklich besser; auch die Jungfer vermochte das Bette zu verlassen.

Schon war es hoch nach Mittag, als endlich der mit banger Sehnsucht erwartete Baron ankam. Von der nächtlichen Erscheinung in der Gestalt ihres Gemals angefüllt, wagte Frau von Hofheim in dem ersten Augenblick sich nicht an ihn heran. Erst, als sie seine Stimme hörte, eilte sie in seine Arme. Er wurde bald von dem unterrichtet, was wehrend seiner Abwesenheit vorgefallen war. — Welch eine Nachricht für den zärtlichen Gatten! — Er erkundigte sich genau nach Allem, was man in

seiner Abwesenheit vorgenommen habe, um vielleicht einen Grund aufzufinden, wodurch das Gespenst, welches sich bisher so ruhig verhalten hatte, auf einmal zu einem solchen Benehmen bewogen worden sei. Niemand wußte sich auf etwas zu besinnen, was dasselbe veranlaßt haben könnte. Endlich fand der Baron selbst einen sehr wahrscheinlichen Grund. In der Bewegung, worinn er sich seit seiner Ankunft befunden, hatte er noch nicht bemerkt, daß die Gemälde, welche unter den obwaltenden Umständen noch nicht wieder an ihre Plätze aufgehängt worden waren, an der Wand fehlten. Jetzt vermißte er sie, und plötzlich fiel ihm ein, daß der Geist vielleicht darüber aufgebracht gewesen wäre, daß man sein Konterfei von seiner Stelle genommen habe. Er lies sofort sämtliche alte Gesichter wieder an ihre vorige Plätze hängen; und erwartete nun, ob es sich heut ruhiger betragen werde.

Die Baroninn war viel zu bange, um sich zu Bette zu legen; und sie harrte mit ihrem Gemal aufsitzend der gefürchteten Mitternachtstunde. Endlich war der kritische Zeitpunkt herangerückt. Frau von Hofheim schlug das Herz hoch in die Höh, der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn und über den Rücken lief ihr

Fie-

Fieberfrost. Sie wagte kein Auge aufzuschlagen. Der Zeiger der Uhr, welche ihr Gemal auf den Tisch gelegt hatte, kroch von Minute zu Minute fort. Schon schlich er über die letzte Viertelstunde hin, und es lies sich noch Nichts vernehmen, als das entfernte Schlarfen des jenseitigen Burggespenstes. Endlich war es Eins und Alles war ruhig geblieben. Nun schöpfte die Baroninn wieder freier Luft und der Stein, welcher ihr auf dem Herzen gelastet hatte, wälzte sich von demselben herab. Man legte sich bald drauf nieder und genoß eines ungestörten Schlafes.

Mit tiefem Kummer und mit herzlicher Teilnahme fühlte indeß Herr von Hofheim die Lage eines furchtsamen, geliebten Weibes, das unter so schauderlichen Umständen zu leben genöthiget war. Er sah voraus, daß in diesem Aufenthalte des Schreckens, keine frohe Minute ihrer mehr harre; er mußte selbst besorgen, daß die Furcht einmal von solchen Folgen für sie seyn könnte, die ihn für ihr Leben zittern machten. Und doch — wo sollte er Hülfsmittel gegen ein Uebel finden, das seinem Herzen so nahe ging? — Hätt' er das Guth Hofheim veräußern dürfen; oder hätte sein eingeschränkter Finanzzustand ihm erlaubt, sie auf einer an-

dern Stelle ein neues Wohnhaus zu bauen; oder, wären seine Einkünfte zureichend gewesen, um davon in irgend einer Stadt leben zu können: so hätt' es in seiner Gewalt gestanden, die Ursach seines Kummers zu heben. Aber, da das Alles der Fall nicht war; da seine Revenüen, die er allein aus der Holznutzung und der Jagd zog, eben hinlangten, ihm mit den Seinigen hier in der Einsamkeit das Nothdürftige zu reichen, war keines jener Gegenmittel anwendbar. — Zwar war das Ungethüm, seitdem man das Gemälde an seine alte Stelle gehängt hatte, ganz ruhig; allein, wer bürgte dafür, daß es sich nicht wieder einmal durch diese oder jene ganz unschuldige Sache von neuem beleidiget finden dürfte und den letzten Unfug wiederholen mögte. —

Herr von Hofheim hatte die Sache immer im Kopfe und dachte hin und her, um einen Ausweg aus dieser ängstlichen Lage zu finden. Nachdem ihm dieses lange nicht hatte gelingen wollen, kam ihm plötzlich ein Einfall — An einer benachbarten Dorfkirche, in welche das Guth Hofheim eingepfarrt war, befand sich ein alter Priester, der in dem Ruf einer großen Heiligkeit stand. An diesen beschloß er sich zu wenden, um seinen Rath zu hören;

und

und man wird sich über einen solchen Entschluß eines ehemaligen Hofmannes nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der Baron noch ein Mann aus dem verwichnen Jahrhundert war.

Eines Nachmittags begab er sich demselben zufolge zu dem gedachten Geistlichen, dessen ehrwürdiges Gesicht ihm eben so viel Zutrauen, als sein Amt einflößte. Er erzehlte ihm umständlich die ganze Geschichte des Unwesens, welches die Geister in seiner Burg trieben. Nach einigem Nachdenken, sagte der geweihte Greis: „Seyn Sie getrost! mit der Hülfe des „dreieinigen Gottes und der lieben Heiligen, soll „Ihnen geholfen werden. Uebermorgen ist „Sankt Michelstag; nach geendigtem Gottes„dienst komm' ich auf Ihre Burg, da werden „Sie das Nähere vernehmen." — Ruhiger, als er in langer Zeit gewesen war, verlies der Baron den ehrwürdigen Pater und kehrte heim zu den Seinen. —

Der Priester hielt Wort und stellte sich den Michaelstag gegen Abend auf der Burg ein. Als er nochmals von allen Umständen des Geisterwesens und von den Oertern, wo das Gespenst gesehen worden war, Kunde eingezogen, erklärte er, daß er dasselbe in des Barons Be-

gleitung aufzusuchen entschlossen sei; und man wurde eins, daß man diesen Entzweck vielleicht am ersten im Wohnzimmer erreichen werde.

Um die Baroninn aus der Nähe dieses Auftrittes zu entfernen, blieb man in einem abgelegenen Gemache beisammen. Als die Mitternachtstunde herannahte, wurden sämtliche Schloßbewohner hier versammelt; und der Pater unterhielt die Anwesenden in Gebet und Andachtsübungen bis die Geisterstunde eingetreten war. Einige Minuten nach Zwölf begab sich derselbe nebst dem Baron auf den Weg. Der ehrwürdige Vater hatte sich mit dem, den bösen Geistern so furchtbaren Weihwasser versehen, womit er in wehrendem Gehen unter Sprechung der gewöhnlichen Gebete um sich her sprengte. Der Baron ging mit zwei brennenden Wachskerzen vorauf. So erreichten sie mehrgedachtes Wohnzimmer. Das Erste, was ihnen beim Eintritt in dasselbe in die Augen fiel, waren die beiden Lichter auf dem Tische und die weiße, sitzende Gestalt, ganz so, wie Herr von Hofheim sie schon hier gesehen hatte. Einen Augenblick betrachtete sie der Pater; drauf trat er, nachdem er nochmals häufig Weihwasser gesprenget, bis auf einige Schritt zu ihr hin und begann: „Ich beschwöre dich bei dem hei-

„ligen

„ligen Namen des dreieinigen Gottes, dessen „Macht und Oberherrschaft selbst Satan aner„kennen muß, mir zu eröfnen, was dich be„wegt, in dieser mitternächtlichen Stunde die „Ruhe dieses Hauses zu stören!" — Der Pater hielt ein; und die Gestalt zeigte mit verneinender Geberde auf den Mund. — Hierauf fuhr der Priester fort: „Wenn ich dich recht „verstehe, so ist der Gebrauch der Zunge dir „nicht verstattet. — So höre: bist du ein bö„ser Geist, der nur hier wandelt, um Men„schen zu schrecken und zu quälen, so beschwör' „ich dich nochmals bei dem großen Namen der „heiligen Dreifaltigkeit und bei allen Heiligen, „dich wegzuheben und nicht wieder zu erscheinen „in diesen Mauern; sondern zurückzukehren in „den Ort, der deines Gleichen beschieden ist. — „Bist du aber einer jener unglücklichen Schat„ten, welchem durch irgend einen Umstand die „Pforten des ewigen Friedens auf einige Zeit „verschlossen sind: so gieb mir auf eine Art, „wie solches in deiner Gewalt steht, zu erken„nen, was man thun könne, um dir die man„gelnde Ruhe zu verschaffen." —

Bei Endigung dieser Worte nickte das Gespenst mit dem Kopfe, erhob sich, winkte mit der Hand ihm zu folgen, ergrif die beiden Lich-

ter

ter und ging durch die sich öfnende Thüre nach der Gallerie. Der Baron und der Pater folgten demselben erwartungsvoll in einiger Entfernung nach. Es führte sie bis zu Ende des Ganges; und auf einmal blieb es an der Mauer stehen. Es wies mit dem Finger auf dieselbe, indem man es tief seufzen hörte; und drauf schwand es in den Fußboden hinab, ohne daß eine Oefnung zu sehen war. — Herr von Hofheim kehrte nun nebst dem Pater zu der seiner mit banger Sehnsucht harrenden Gattinn zurück. Man beschloß der Sache morgen am Tage genau nachzuspüren und den Ort der Mauer, auf welchen der Geist gewiesen hatte, öfnen zu lassen. Für heute legte sich Jedermann zur Ruhe.

Kaum hatte man am folgenden Morgen gefrühstückt, als man schon einige Arbeiter anstellte, um die Wand einzuschlagen. Man fand gleich anfänglich, daß es an dem von dem Gespenste bezeichneten Ort hohl klang, als man daran schlug, welches bei keiner andern Mauer im Schlosse der Fall war, indem sie alle eine Dicke von sechs Fuß hatten. Es kostete nicht viel Arbeit, da die Wand, die durchbrochen werden sollte, wirklich nur eines Mauersteins dick war. Als man eine Oefnung in dieselbe gemacht

hatte,

hatte, fand man eine eiserne Thüre dahinter, welche man, da nun mit doppeltem Eifer zu Werke gegangen wurde, in kurzem ganz frei machte. — Da man kein Mittel sah, dieselbe zu öfnen, arbeitete man von neuem seitwerts derselben, neben dem Schlosse in die Mauer, und nach einigen ziemlich sauern Stunden, kam man so weit, die Thüre aufmachen zu können, hinter welcher sich unmittelbar eine Wendeltreppe in schwarze Finsterniß hinab wand.

Man schafte alsbald Laternen herbei, um das Verlöschen der Lichter zu verhindern; und der Baron, der Pater und der Bediente stiegen hinunter. Die Treppe wollte gar kein Ende nehmen; es war, als wenn man in die Unterwelt reis'te. Zuletzt hörte sie denn doch auf; aber nun fand man ein neues unerwartetes Hinderniß an einer eichnen Thüre, die ihrem fernern Vordringen Grenzen setzte. Johann mußte nochmals hinauf, um Aexte und Brecheisen zu holen; und als derselbe damit ankam, legte der Baron selbst mit Hand an, um die Thüre zum Weichen zu bringen.

Unter Mühe und Schweis gelang es endlich. Man trat nun in ein geräumliches Gewölbe, aus welchem ein häßlicher modriger Geruch hervordrang. Als man dasselbe genauer beleuch-

beleuchtete, gewahrte man im Hintergrunde einen Anblick, welchen man sich kaum gräßlicher denken kan. In einer Entfernung von vier bis sechs Schritt von einander, saßen auf steinernen Bänken zwei menschliche Gerippe, um welche noch einige vermoderte Lumpen, die Ueberreste ihrer ehemaligen Kleidung, hingen; und die mit schweren Ketten an starken eisernen, in der Mauer befestigten Ringen, angeschlossen waren. Man zweifelte nicht einen Augenblick, daß diese schauderhafte Ueberbleibsel jenen unglücklichen Geistern angehört hätten, welche bisher das Schrecken des Schlosses gewesen waren. Es wurde beschlossen, dieselben aufs fördersamste in geweihter Erde zur Ruhe zu bringen. Der Baron lies in der Eile von einigen dazu geschickten Leuten einige Bretter behobeln und aus denselben zwei Särge zusammschlagen; so, daß man die gefundenen Gerippe noch vor Abend hineinlegen und nach dem Friedhof des Kirchdorfes abführen konnte. Ehe der Pater Hofheim verlies, las er denselben in der im Schlosse befindlichen Kapelle eine Seelenmesse; und der Baron pränumerirte noch auf eine ziemliche Anzahl, welche ihnen in der Dorfkirche gehalten werden sollten. Das Gewölbe und auch die Wendeltreppe lies der Herr von Hofheim am folgenden Tage zumauern.

Nun

Nun erwartete Jedermann zwischen Furcht und Hofnung die Mitternacht. Herrschaft und Gesinde blieben insgesammt im Schlafzimmer auf. en. Endlich war es Zwölfe. Alles war ganz Ohr; und Niemand vermogte auch nur einen verdächtigen Laut zu vernehmen. Kein entferntes Schlarfen, kein Kettengerassel, nichts von dem Allen. Als die mitternächtliche Stunde schon über die Hälfte verlaufen war, wollte der Baron sich nun völlig von dem Abschiede der Gespenster überzeugen. Er begab sich zu dem Ende mit dem Bedienten heraus auf die Gallerie und ging dieselbe einigemal auf und nieder, ohne das Geringste zu bemerken. Alles war so still und so ruhig, wie im Grabe. Er hinterbrachte diese erfreuliche Nachricht seiner Gattinn; und beschloß, nun auch das Wohnzimmer zu untersuchen. Auch hier fand er Nichts mehr von der Erscheinung, welche sonst ihr Wesen darinn getrieben hatte. Es ist unbeschreiblich, wie herzlich froh Jedermann über die Befreiung von dem fürchterlichen Geisterschleichen war. Der gute, alte Pater ward von nun an als ein Heiliger verehrt.

Seit Monaten zum erstenmal, legte die Baroninn sich ohne Aengstlichkeit nieder. Am folgenden Morgen sagte sie ihrem Gemal, daß

sie

sie einen ganz sonderbaren Traum gehabt habe. Neugieriger, als er sonst nach Träumen zu seyn pflegte, forschte er nach demselben. — "Mir träumte", erzehlte sie, "daß ich hier im Zim„mer saß. Auf einmal öfnete sich die Thüre; „ein ansehnlicher, junger Mann mit einer schö„nen Frau am Arm, die jenem Gemälde in der „Wohnstube ausserordentlich ähnlich sah, tra„ten herein. Beide umfloß ein weisses, lich„tes Gewand und eine unbeschreibliche Wonne „strahlte aus ihren Blicken. Sie kamen auf mich „zu und das Frauenzimmer begann: „„Wir „„sind jenes Paar, das bisher so namenlos „„unglücklich war. Von einem Unmenschen „„des Lebens auf die grausamste Weise beraubt, „„waren wir verdammt, die Ruhe dieses „„Schlosses so lange zu stören, bis unsern Ge„„beinen die Wohlthat des Begräbnisses zu „„Teil würde. Wir kommen, Ihnen das Ue„„bel abzubitten, das wir, gezwungen durch „„eine den Sterblichen unbegreifliche Noth„„wendigkeit, Ihnen haben zufügen müssen. „„Ihrem Gemal werden wir das, was er für „„die Ruhe unsrer Seelen gethan hat, in jener „„Welt verdanken, wo wir ihn als die glück„„lichsten Geister erwarten." — Und hier „verschwand das schöne glänzende Paar und lies „einen Wohlgeruch im Zimmer zurück, den ich

„mit

„mit Nichts zu vergleichen weis.“ — „Das „ist gewiß mehr als ein Traum gewesen, meine „Liebe,“ versetzte der Baron. „Auch ich habe „im Schlafe dieselbe Erscheinung gehabt, ganz „so, wie du mir sie schilderst. — Ich zweifle „nicht, daß sie es nicht selbst gewesen sind. „Wohl ihnen! und wohl mir, daß ich etwas „habe beitragen können, zwei unglückliche See„len aus ihrem quaalvollen Zustande zu be„freien!“ — —

Dieses nächtliche Gesicht gab der Stimmung und dem Ideengange der Baroninn eine ganz andre Richtung. Sie war nun völlig überzeugt, daß das Schloß von den vorherigen Geisterumgängen gänzlich befreit sei; und zugleich hatte der zuletzt erhaltene angenehme Eindruck sich ihr so tief und lebhaft eingeprägt, daß jede schreckhafte Vorstellung aus der Vergangenheit dadurch verwischt wurde. Von nun an begann sie, der Einsamkeit gewohnt und von jenem sie stets umgebenden Grauen befreit, einer Zufriedenheit mit ihrem Zustande zu genießen, die sie selbst bei allen Herrlichkeiten ihres ehemaligen Reichthums nicht gekannt hatte.

Wenn den Baron noch zuweilen etwas beunruhigte, so war es das Geheimniß, welches

über

über die Geschichte und über die Todesart des unglücklichen Paares verbreitet war. Es drängten sich ihm in Ansehung des Urhebers eines so unmenschlichen Mordes Muthmaßungen auf, welche ihn in gewissen Stunden recht quälten. Eine Zeitlang hatte er schon umsonst auf Mittel gedacht, sich in der Sache einiges Licht zu verschaffen, als ihm einfiel, daß wenn Jemand davon Kunde haben könne, so müsse es der alte Burgverwalter sein, der länger als dreißig Jahr in diesem Posten stand. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er benutzte die erste Gelegenheit, mit demselben darüber zu sprechen.

Baron. Sag' er mir doch, mein lieber Tomas, hauseten die Gespenster denn schon im Schlosse, als er hierher kam?

Burgverw. Nein, aber ich war nur kurze Zeit hier, da das Unwesen seinen Anfang nahm.

Baron. Hat er denn gar keine Muthmassung, was es mit den in dem unterirrdischen Gewölbe gefundenen Gebeinen für eine Bewandniß habe?

Burgverw. (mit einer merklichen Verlegenheit,) Ich wüßte nicht —

Baron. (einfallend:) Da aber Alles beweist, daß die der Ruhe beraubten Geister jener unbeerdigten Körper allein die Ursach der Spuckereien im Schlosse gewesen sind; so ist doch sehr zu vermuthen, daß die bedauernswürdigen Menschen zu eben der Zeit in dem Gewölbe ihren Tod gefunden haben, da der Gespensterunfug seinen Anfang genommen hat; und wenn dem so ist, so dächt' ich, müßt' ihm doch was davon zur Kenntniß gekommen seyn.

Burgverw. (noch verlegener:) Ach nein — ich — gewiß, ich weis von Nichts —

Baron. Und ich sag' ihm, Tomas, daß ich überzeugt bin, daß er von Allem Kunde hat. — Verschweige er mir daher nichts von dem, was er weis. Ich gehe nicht ab, bevor er mir nicht Alles entdeckt hat.

Burgverw. Bei meiner — — gewiß, ich weis gar nichts —

Baron. Läugne er nicht! Er hat sich schon zu sehr verrathen; und ich befehle ihm hiermit ernstlichst, mir das Geheimniß nicht länger vorzuenthalten.

Burgverw. Nun — ich will Ihnen nicht länger verbergen, gnädiger Herr, daß ich allerdings

lerdings von der Sache weis; aber ich bitte Sie, nicht ferner in mich zu dringen, denn ein Eid bindet meine Zunge —

Baron. Ein Eid soll zwar Jedem heilig seyn; aber, verbindet er, ein Verbrechen zu verschweigen, so ist es Sünde, ihn zu halten —

Burgverw. Ja — wenn ich das gewiß wüßte —

Baron. Das ist gewiß; und zum Ueberfluß, um sein Gewissen ganz zu beruhigen, soll der ehrwürdige Pater ihn seines Eidschwures entbinden. —

Unter dieser Bedingung versprach der Burgverwalter nun Alles zu entdecken, was er wüßte. — Schon am folgenden Tage begab der Baron sich mit demselben zu mehrgedachtem Priester; und die Fesseln, welche bisher des alten Mannes Zunge gebunden hatten, wurden in gehöriger Form gelöset. Nun begann derselbe eine Erzehlung, welche Herrn von Hofheim bis ins Innerste erschütterte, indem er durch dieselbe dem Urheber seines Lebens als ein Ungeheuer der ersten Größe kennen lernte. Um die Leser mit der Weitschweifigkeit des siebzigjährigen Burgverwalters zu verschonen, liefre ich dessen Entdeckungen nur im Auszuge.

Als ein gebohrner Unterthan des alten Barons von Hofheim, hatte Tomas schon seit seinen jüngern Jahren in dessen Diensten gestanden; und da er durch eine geprüfte Treue sich seines Herrn Zutrauen erworben, so war ihm nicht leicht etwas von dessen Vornehmen unbekannt geblieben. — In der Nachbarschaft der Burg Hofheim lebte vor Zeiten auf ihrem Landsitze eine bemittelte adlige Wittwe, welche nur eine einzige Tochter hatte, die sich eben so sehr durch eine seltene Schönheit, als durch die hervorstechendsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens auszeichnete. — Baron Hofheim, der sich einsmals wegen der Jagd einige Wochen auf seinem Stammhause aufhielt, hatte Gelegenheit das Fräulein von Braunfels zu sehen; und — wie mächtig mußten nicht deren Reize auf die stälerne Brust wirken! — er wurde sterblich in dieselbe verliebt.

Der Baron war nicht der Mann um lange zu schmachten. Nach einigen kurz auf einander abgelegten Besuchen bei der Wittwe von Braunfels, hielt er bei derselben förmlich um ihre Tochter an. Diese, eine derjenigen Mütter, welche für das Glück ihrer Kinder hinlänglich zu sorgen glauben, wenn sie selbige reich verheirathen, gab dem von Hofheim ihr Wort,

ohne

ohne nur die Tochter zu fragen, was ihr Herz zu dieser Wahl sage. — Als Frau von Braunfels dem Fräulein den Baron ganz unerwartet als ihren künftigen Gatten vorstellte, vermogte sie vor Schreck keine Silbe zu antworten; und in der That hätt' ihr auch kein größer Unglück angekündiget werden können, da ihr Herz schon, und zwar nicht ganz ohne Billigung ihrer Mutter, vergeben war. — Indeß brachte alles Flehen und Bitten des Fräuleins die hartherzige Frau nicht von ihrem Entschlusse ab. Es wurde zwischen derselben und dem Baron verabredet, daß er in zwei Monaten wieder herkommen solle, um das Beilager zu halten.

Der Tod machte indeß durch diesen Plan einen Strich. Frau von Braunfels starb an den Folgen eines Schlages; und das Fräulein, nun freie Gebieterinn über ihre Hand und über ihr Vermögen, lies sich sechs Wochen nach dem Tode ihrer Mutter ihren Geliebten in aller Stille antrauen, um auf einmal den weitern Ansprüchen des verabscheuten Hofheims Grenzen zu setzen. — Unbeschreiblich ist es, in welche Wuth der Baron gerieth, als er von dieser Heyrath Nachricht erhielt. Nichts würde das junge Paar schon damals vor seinen rachsüch-

süchtigen Anschlägen geschützt haben, wäre nicht der Einfall, bei einer sich ihm eben darbietenden Gelegenheit in Kriegsdienste zu treten, ein Hinderniß geworden, sich in die dortige Gegend zu begeben. Ueber die Pläne seines Ehrgeitzes und seiner Habsucht hatte er seine ehemalige Liebschaft ganz vergessen, als nach zwei Jahren der Krieg eine Wendung nahm, welche ihn mit seinem Korps in die Gegend von Hofheim brachte.

Gelegentlich bekam er das vormalige Fräulein von Braunfels zu Gesichte. Plötzlich erwachte die alte, bisher eingeschlummerte Leidenschaft von neuem in ihm. Eines Nachmittags, als deren Gemal abwesend war, wußte er sich unter einem veränderten Namen bei der jungen Frau Zutritt zu verschaffen. Anfänglich überhäufte er sie mit Vorwürfen; zuletzt aber erklärte er ihr mit der brütalsten Frechheit, daß wenn sie sich nicht entschließen würde, ihn in ihren Armen der Rechte genießen zu lassen, um welche sie ihn betrogen habe, er die schrecklichste Rache an ihr und ihrem Manne nehmen werde. Die durch diesen schändlichen Antrag höchlich beleidigte Frau, beantwortete denselben mit der gebührenden Verachtung; und befahl dem Baron, sie sogleich zu verlassen, oder ge-

wärtig zu seyn, daß sie ihre Leute rufen und ihn mit Gewalt entfernen lassen werde.

Von Hofheim begab sich mit einem Herzen voll Wuth hinweg. Er brütete nun über einen Anschlag, sich auf die schrecklichste Art zu rächen; und kam nur zu bald damit zu Stande. Durch eine Summe Geldes gelang es ihm leicht, zwanzig seiner Leute zu einem Unternehmen zu werben, bei welchem sie sich durch den fürchterlichsten Eid zur ewigen Verschwiegenheit verpflichteten. — Mit diesen überfiel er in einer Nacht, welche recht zur Ausführung eines ähnlichen Bubenstücks gemacht war, das ihm verhaßte Ehepaar auf dessen Landsitze; und führte dasselbe gefesselt auf die Burg Hofheim, wo er die Unglücklichen in ein abgelegnes Zimmer einsperrte, und sie dem Burgverwalter Tomas übergab, nachdem er demselben ebenfalls einen Eid abgezwungen hatte, die Gefangenen aufs sorgfältigste zu verwahren; als auch, über deren Dasein und künftiges Schicksal bis an seinen Tod ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Am andern Tage, gegen Abend, kam er wieder aufs Schloß. Er begab sich sogleich zu dem gefangenen Paar und stellte es mit der

Bru-

Brutalität eines Kanibalen nochmals in der jungen Frau Wahl, ob sie noch diese Nacht seine viehische Lüste befriedigen, oder mit samt ihrem Gemal einen langsamen, martervollen Tod erleiden wolle. — Der Unmensch wurde mit Unwillen und Abscheu abgewiesen. — „Zittert!" schrie er mit wüthender Geberde, indem er im höchsten Grimm, mit Schaum vor dem Munde, das Zimmer verlies.

Um Mitternacht erschien er mit einigen handfesten Gehilfen. Man bemächtigte sich der beiden Unglücklichen und schleppte sie in jenes, dem Leser wohlbekannte, unterirrdische Gewölbe. Hier wiederholte das Ungeheuer nochmals seinen Antrag an den bedauernswerthen Gegenstande seiner Begierden; und als er nun gar keine Antwort erhielt, befahl er, sie in einer sitzenden Stellung auf eine steinerne Bank, in eiserne Bande zu legen, welche an starke, in der Mauer befestigte Ringe, befestiget waren. Ihren, mit einer Wuth und Verzweiflung erfüllten Gatten, lies er in einiger Entfernung ihr gegenüber, auf eine ähnliche Bank mit noch schwerern Ketten belastet, gleichfalls an die Wand festschliessen.

„Hier habt ihr Zeit, euch zu besinnen," sagte er, indem er den schauderhaften Ort ver-

lies. „Morgen erkundige ich mich noch einmal „nach euerm Entschluß; fällt er bis dahin nicht „meinem Willen gemäß aus, so sehet ihr hier „euer Grab!" — Bei Endigung dieser Worte rasselte die Thüre gräßlich hinter ihm zu.

Die nächste Mitternacht stieg der Barbar wieder hinab. Er lies die Thüre nicht öfnen, sondern fragte von äussen, zu was sie sich entschlossen habe. — „Lieber tausendfachen Tod „zu leiden, als dein schändliches Verlangen, „Verruchter! zu erfüllen;" — antwortete das unglückliche Weib aus der Nacht ihres Kerkers. — „Nun wolan," sagte der abscheuliche Baron, „da du denn meine Langmuth „nicht benutzen willst; so werd' ich Dir nicht „ferner hinderlich seyn, mit Deinem Lieblinge, „den Du einem Hofheim vorzogst, den tausendfachen Hungerstod zu sterben. Ihr kennt „nun eure Bestimmung; unterhaltet Euch recht „zärtlich!" — Und drauf kehrte er auf der Wendeltreppe nach der Oberwelt zurück, indem die Armen, die er hier dem quaalvollsten Tode zum Raube lies, ihm gräßliche Flüche nachschickten.

Nachdem das Ungeheuer die eiserne Thüre vor der Treppe eigenhändig verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, befahl er dem Burgverwalter, welcher bei dem ganzen Auftritte

tritte gegenwärtig gewesen war, morgen früh sogleich den Eingang vermauern zu lassen. Der Befehl war zu unmenschlich, als daß Tomas hätte unterlassen können, sich vor dem Baron auf die Knie zu werfen und um dessen Abänderung zu flehen. Ein schrecklicher Fluch aber, daß das erste Wort, welches er wieder in dieser Sache verlöhre, ihn den Unglücklichen im Gewölbe zugesellen solle, legte dem erschrocknen Burgverwalter, welcher seines Herrn grausames Herz genugsam kannte, sogleich Stillschweigen auf.

Der Wüthrich Hofheim schlief dieselbe Nacht auf der Burg und war am andern Morgen der Erste, welcher den noch zögernden Tomas an die Erfüllung seines Befehls erinnerte. Mit blutendem Herzen, aber zu furchtsam und zu unentschlossen, sich auf diese oder jene Weise zu widersetzen, mußte er Anstalt machen, die gedachte Treppe vermauern zu lassen; und der Baron verlies nicht eher das Schloß, bis die Arbeit vollendet war. Noch ein paarmal kam er auf die Burg, um sich zu überzeugen, daß man nichts zur Rettung seiner Opfer unternommen habe; hernach lies er sich nie wieder auf derselben sehen. — Schon in der fünften Mitternacht, nachdem die unschuldigen

digen Märtyrer so lebendig begraben worden waren, vernahm man das Poltern im Schlosse, welches auch seitdem nicht wieder nachgelassen hatte. —

Dies war das Wesentlichste einer Erzehlung, welche den Baron von Hofheim auf eine lange Zeit in eine Art Schwermuth versenkte. Der Gedanke, einem so scheußlichen Ungeheuer, wie sein Vater gewesen war, das Leben schuldig zu seyn, war ihm unausstehlich; und schrecklich die Vorstellung der Quaalen, welche die beweinenswerthen Schlachtopfer seiner beispiellosen Grausamkeit gelitten haben müßten. — Erst nach und nach gelang es den Bemühungen einer zärtlichen Gattinn und den Vorstellungen des mehr gedachten würdigen Paters, ihm die verlohrne Gemüthsruhe wiederzugeben. — Von nun an, hatte all sein Streben keinen wichtigern Gegenstand, als Gutes zu wirken, wann und wo es nur irgend in seinen Kräften stand; und er genoß bald der beseeligenden Ueberzeugung, daß es nur an diesen liege, wenn er nicht mit einem solchen Schatze guter Thaten vor dem Weltrichter treten könne, der hinreichend wäre, die auf seinem Geschlechte lastende Blutschuld zu tilgen.

Die

bestrafte Vermessenheit;

kein Mährchen.

Mamsel Hannchen, die in ihrem achtzehnden Jahre das abergläubischte und zugleich das empfindelndste Ding von der Welt war, bekam, durch verschiedene Veranlassungen bestimmt, in ihrem zwanzigsten den Tik, eine Philosophinn zu werden. Sie, die vorher über Alles empfindelt und Alles geglaubt hatte, raisonnirte jetzt über Alles und zweifelte an Allem. Sie wurde bald eine Geisel des Aberglaubens und der Vorurteile; und überall, wo sie dergleichen fand, zog sie, mit der Fackel ihrer Philosophie und der Starkgeisterei dagegen zu Felde.

Eines Tages befand sie sich in einer Gesellschaft, in welcher man noch steif und fest an alles Wunderbare glaubte. Jedes kramte da die von der Großmutter auf ihn fortgeerbten Sagen von Geistererscheinungen, Hexengeschichten und Schatzgräbereien aus. Eine immer schauderhaftere Erzehlung folgte der vorhergehenden. Schon rückten die Anwesenden näher an einander; schon fuhr man erschrocken zusammen,

men, wenn ein unvorhergesehener Laut das Ohr berührte; kein Auge wagte einen Blick nach dem weniger erleuchteten Teil des Zimmers, oder auf die Fenster zu werfen, aus Furcht, etwas Verdächtiges wahrzunehmen; und selbst Ehrn Pinselius, der Primarius an der Pfarrkirche des Ortes, nahm lebhaften Anteil an dieser Art Unterhaltung. Nur Mamsell Hannchen war die Einzige in der Gesellschaft, welche alle die fürchterlichen Histörchen als Possen behandelte. Sie erklärte sich geradezu wider die Möglichkeit des Gespenster- und Hexenwesens; und nahm die Leichtgläubigkeit der gegenwärtigen Personen weidlich unter die satyrische Hechel. Ehrn Pinselius konnte sich nicht enthalten, sie zu warnen, doch nicht so vermessen zu seyn, und mit dergleichen übernatürlichen Dingen ein Gespött zu treiben, für deren Wahrhaftigkeit selbst Stellen in der Bibel sprächen, welche er anzuführen nicht unterlies. Er ermahnte sie recht beichtväterlich, sich ja dergleichen Frevel nicht mehr zu erlauben, da derselbe einmal schrecklich bestraft werden könnte. — Anstatt ihren Spöttereien Einhalt zu thun, fand sich Hannchens Eitelkeit, um ihre philosophische, von Vorurteilen und Aberglauben freie Denkart recht glänzen zu lassen, vielmehr dadurch bewogen, nun erst ohne alle Schonung

gegen

gegen die Gespenster und Alles, was dahin einschlägt und nicht minder gegen diejenigen anzugehen, welche schwach genug wären, daran zu glauben. — Als der Primarius hierauf seine Warnung wiederholte, schlug sie im Enthusiasm ihrer Starkgeisterei ein Schnippchen, indem sie sagte: „Und — um Sie zu überzeugen, wie „wenig Sie mich zum Glauben an Ihre, ganz „mit der gesunden Vernunft und der Philosophie „streitende Spukereien, bringen können: er„kühne ich mich sogar, den schrecklichsten Ihrer „Poltergeister aufzufordern, zur nächsten Mit„ternacht in mein Schlafzimmer zu kommen „und mich zum Mitgehen zu nöthigen. Ich be„schwör' ihn hiermit, mir diesen Beweis des „Daseins seiner Gattung zu geben, ohne welchen „ich dasselbe ewig bezweifeln und Alles, was „man davon sagt, als eine Erfindung müßiger „Witzlinge zum Schrecken der Schwachköpfe, „ansehen werde." — Die ganze Gesellschaft schauderte über diese Vermessenheit eines jungen Mädchens; und Viele fanden sich über den letzten Zusatz ihrer Bravade nicht wenig beleidiget. Ehrn Pinselius meinte, ein solcher frevelhafter Leichtsinn könne unmöglich ungeahndet bleiben.

Hannchen kam erst spät nach Hause und es war beinah Mitternacht, als ihr Mädchen

ihr

ihr eine angenehme Ruh wünschte und sie allein lies. Unglücklicherweise fielen ihr unwillkürlich einige jener fürchterlichen Histörchen ein, welche sie in der Gesellschaft gehört hatte; nicht minder ihre Aeußerungen über das Gespensterwesen und des ehrwürdigen Primarius Drohungen. Ihre ganze Philosophie vermogte nicht, sie wider eine Anwandlung von Grauen zu schützen. Eins, zwei, lag sie bis über das niedliche Stumpfnäschen in den Federn; und nun hatte sie erst das Herz, sich die gehabte Anwandlung geradezu abzuläugnen und Alles nochmals für sehr gut zu finden, was sie in der Gesellschaft ausgelassen hatte. — Sie hörte die Glocke von dem alten gothischen Kirchthurme noch zwölfe herabbrummen; und bald drauf begann der magische Finger des Schlafes ihr die Augen zuzudrücken.

Plötzlich vernahm Hannchen ein dreimaliges Klopfen an die Thüre; und drauf öfnete sich dieselbe, ohngeachtet sie sie von innen verrigelt hatte. Mit einem langen, dünnen Lichte in der Hand, das nur eben so viel Schein verbreitete, daß die Gegenstände umher kenntlich wurden, trat eine große menschliche Gestalt herein. Der Anblick war gräßlich. Hände und Gesicht trugen alle Spuren der Verwesung;

die

die Augen starrten gebrochen im Kopfe wie diejenigen eines Todten, dem man sie nicht zugedrückt hat, und ein Sterbehemde umfloß die unbiegsamen Gliedmaßen. Langsam trat die wandelnde Leiche auf Hannchens Bette zu. —

„Frevlerinn!“ begann mit dumpfer, fürchterlicher Stimme und einer affrösen Miene die Gestalt: „Du bist verwogen genug gewesen, „unsre Zunft aufzufordern, dich von ihrem „Dasein zu überzeugen. Höhre Befehle riefen „mich aus des Todes unzugänglichem Reiche „herauf, um dir den Beweis zu geben, den „du so vermessen gefordert hast. Zittre aber, „wenn du nicht in der That denjenigen Muth „besizest, womit deine unbedachtsame Reden „prahlten! — Du mußt mit mir gehen — „mußt mir folgen in die Unterwelt, den Auf„enthalt der Geister, meiner Mitbrüder; — „mußt dich entschließen, in dieser mitternächtli„chen Stunde den langen, mit ewiger Finster„niß bedeckten Weg dahin, mit mir hinabzu„steigen; mußt dich bereiten, dich von Schreck„nissen umgeben zu sehen, bei welchen selbst die „Unterirrdischen nicht ohne Grauen vorüber ge„hen. — Du weißt nun, auf was du dich „einzurichten hast. Steh auf, und säume nicht „mich zu begleiten!“ — Bebend, in Angst-

schweis

schweis gebadet, begann Hannchen ein Stoßgebet aus Arends Paradiesgärtlein, worüber sie sich sonst mehr als einmal herzlich lustig gemacht hatte. —

„Es hilft dir nichts," nahm der Geist wieder das Wort: „dir bleibt keine Wahl übrig: „denn wisse, daß wenn noch drei dieser gezehl„ten Minuten verronnen sind, ohne daß du „dich entschlossen hast, mir zu folgen, du das „Licht nicht wieder erblicken wirst. Ist dir „dein Leben lieb, so besinne dich nicht einen Au„genblick, den Weg mit mir anzutreten! Wafne „dich mit Herzhaftigkeit, so gut du kannst; denn „ich sage dir, das Fürchterlichste harret deiner; „doch — durch Entschlossenheit ist's dir mög„lich den Gefahren zu entgehen, die bei jedem „Fußtritt sich erneuern werden. Vermagst du's „über dich zu erhalten, keinen Laut von dir „zu geben, es komme dir auch vor, was da „wolle, und sollten auch der Hölle gräßlichste „Geburten dich zu verschlingen drohen: so wirst „du nichts zu befürchten haben; und ein unermeßlicher Schatz wird dich für alle ausgestandne Furcht entschädigen und der Lohn deines Muthes seyn." — Nachdem der Geist die mit bangem Grauen erfüllte Philosophinn nochmals zum Mitgehen aufgefordert und zuletzt

letzt noch die schreckliche Warnung hinzugefügt hatte: daß schon der Todesengel neben ihr stehe und mit gezücktem Stahl die letzten verrinnenden Sekunden abwarte, um ihr den Lebensfaden abzuschneiden, siegte endlich die Liebe zum Leben über die Furcht; sie ermannte sich, verließ das Bette, warf einen Rock und ein Mäntelchen über sich und trat den schaudervollen Weg an. —

Eine unsichtbare Gewalt trieb ihren sich weigernden Fuß vorwärts. Das Gespenst ging voran und führte sie in den Keller hinab. Drei Fußtritte des Geistes gegen den Fußboden, öffneten in demselben eine fürchterliche Kluft. Hanchen, die bei dem düstern Scheine des Lichtes ihres Führers einen gähen Abgrund vor sich sah, in welchem keine Stufe dem Eintritt entgegen kam, weigerte sich, zurückbebend vor der Gefahr hinab zu stürzen, von der Stelle zu gehen. Aber die vorige unsichtbare Macht schob sie über den Rand des Schlundes, der sie zu verschlingen drohte. Und nun fand sie, daß die Wand der Kluft, die ihr erst senkrecht geschienen hatte, in einem nach und nach herablaufenden Abhange sie ziemlich bequem in die Tiefe hinunter führte. Mitternächtliche Dunkelheit umhüllte sie, indem auch das armselige

selige Licht des Geistes verlöscht war. Schlangen und Ottern, die gräßlich unter ihrem Fußtritt zischten; und Nachtvögel, die mit Flügelgeräusch um sie flatterten und deren, den Todesgedanken herbeiführender Gesang, hier noch kläglicher als in der Oberwelt ins Ohr drang, schienen die einzigen Bewohner dieses weiten Grabes zu seyn. Mit fest zugedrückten Augen, immer durch die unbekannte Kraft fortgeschoben, und indem ihr von Zeit zu Zeit ihr Führer zurief: „wafne dich mit Muth!“ verfolgte Hannchen eine lange Zeit den sich mehr und mehr hinabsenkenden Pfad. Plötzlich fühlte sie sich von der eiskalten Hand ihres Gefährten aufgehalten. Sie stand und vernahm von neuem drei Fußtritte desselben. Bei dem dritten sprang jählings mit einem, dem Donner ähnlichen Getöse ein grosses Thor auf; und auf einmal sah sie sich vor einem unermeßlichen Gewölbe, welches durch kleine, düster lodernde blaue Flämmchen, die von allen Seiten durch die Steinritze drangen, spärlich erhellt wurde. — Ehe sie hinein traten, sagte das Gespenst: „Von nun „an wirst du meine Stimme nicht mehr hören. „In diesen Vorhöfen der Unterwelt ist ewiges „Stillschweigen ein Gebot, das man nicht un„bestraft übertritt: nochmals warn' ich dich „also: laß keinen Laut deinen Lippen entschlüp-

„fen;

„fen; es mag dir auch aufstossen, was da „wolle!“ —

Drauf schritt die voranwankende Leichengestalt in die schauderlich erleuchtete Nacht des sich immer mehr ausdehnenden Gewölbes hinein. Hannchen folgte ihr, indem ihr Haar gegen die Dormeuse anstrebte. Nach einer Weile standen sie wieder vor einem andern Thore. Mit noch gräßlicherm Donnergebrüll als das Erstere, sprang auf des Geistes Berührung auch dieses auf. Aber — wer vermag sich den Eindruck stark genug zu denken, welchen die Gegenstände, die sich dem Auge des nun wieder ganz Weib gewordenen Hannchens darstellten, auf selbige machten! Ein lauter Schrei war schon unterweges, als noch zeitig genug die Erinnerung an des Gespenstes wiederholte Warnung denselben erstickte. — Zwei fürchterliche, ungeheure, pechschwarze Hunde flätschten am Eingange die schrecklichsten Zähne, indem ein mordsüchtiges Feuer aus ihrem flammenden Auge loderte. Zwischen denselben war ein so schmaler Durchgang, daß es schien, man könne nicht ohne die grimmigen Bestien zu berühren, vorbeikommen. Hannchen hätte nie den Muth gehabt ihren Weg zu verfolgen, wäre sie nicht unwillkürlich hindurchgeschoben. Die

Hunde schnapten nach ihr, doch, sie entging denselben unverletzt. Nun trieb sie die unsichtbare Gewalt in ein unabsehliches, sich vor ihr ausbreitendes Feuermeer hinein; sie kam aber auch hier mit der grausamen Angst, ein Opfer der Flammen zu werden, frei; denn, so wie sie den Fuß hinein setzte, wichen sie zur Seite und sie kam glücklich durch.

Sie gelangte nun an ein neues Thor. Ein Riegel, gleich dem größten Mastbaume, rasselte fürchterlich auf des Geistes wiederholten Fußtritt zurück, indem der Donner rollte, Blitze sich kreutzten und der Fußboden bebte. — Nun sah das geängstete Mädchen in den tiefen, mit Tod drohenden Zähnen besetzten Schlund zweier riesenmäßigen Löwen hinein. Wuth und Blutdurst blitzte aus ihrem Auge und schnaubend schlugen sie mit dem ungeheuern Schwanze die starke Lende. Hannchen unterdrückte nochmals den Schrei, den schon der neue Schreck ihr entreissen wollte. Einer Ohnmacht nahe, ward sie aber auch zwischen den fürchterlichen, nach ihr aufgesperrten Rachen der Löwen, hindurchgedrängt. — Jetzt harrte ihrer ein Anblick, der noch schaudervoller, als alle vorige war. Ihr Weg ging abermals durch einen weiten, überwölbten Raum, dessen Grenzen das Auge kaum

zu erreichen vermogte. Im Fußtritt wimmelte es von Eidexen, Ottern, Molchen, Krôten, Blindschleichen, Skorpionen und andern eckelhaften, Abscheu erregenden Geschmeiße. Ueber sich erblikte sie ein zerrissenes Gewölbe, von dem ungeheure Steinmassen, zwischen welchen Rauchwirbel hervorquollen, jeden Augenblick herabzustürzen drohten. Unholde, einer gräßlicher als der andre, schwebten in der von Pechfackeln erleuchteten Nacht; und warfen sich mit menschlichen, bluttriefenden Gliedmaßen, die, nachdem sie eine Zeitlang ihr Spiel gewesen waren, sich zu Gestalten zusammenfügten, um von neuem durch ihre Klauen zerstückt zu werden. Bei all dem schreckhaften Leben und Weben vernahm das Ohr nicht den geringsten Laut; Grabesstille war über den ganzen weiten Raum verbreitet.

Endlich hatte sie auch diesen Sammelplatz alles dessen, was der menschlichen Natur nur fürchterlich und gräßlich seyn kan, im Rücken. Ein neues Thor erfüllte sie jetzt mit banger Erwartung, was dieses ihr noch für Scenen der Angst und des Grausens verberge. — Ehe der Geist die, die Riegel zurückschiebende Fußtritte that, sah er sich noch einmal nach seiner Begleiterinn um. Warnend erhob er den Finger und legte ihn auf den Mund. Drauf prasselten

greulich die Thorflügel von einander. Zwei scheußliche, ungeheure Katzen sprangen jetzt spuckend und mit ausgestreckten, fußlangen Krallen, auf Hannchen wüthend los. Einem so schrecklichen, unerwarteten Angrif war ihre Geistesgegenwart nicht gewachsen; sie stieß einen lauten durchdringenden Schrei aus. Urplötzlich wich unter ihr der Boden; sie fiel, und fiel — ins Wasser. Die Angst, darinn zu ersaufen — erweckte sie; ihr Traum hatte nun ein Ende; und sie fand jetzt mit einigem Vergnügen, das sie unter andern Umständen wol nicht gefühlt haben würde, daß sie, statt sich in jenem gefährlichen Brunnen zu befinden, worein sie ihre Phantasie im Traume hatte stürzen lassen, blos in einem kleinen Pfützchen lag, womit sie in der Todesangst aus ihren eignen Mitteln ihr jüngferliches Lager unter Wasser gesetzt hatte.

Weibertugend,

oder:

Wer nur den rechten Fleck trift!

Eine böhmische Novelle.

In Böhmen, — ob im Bunzlauer, oder im Tschaslauer, oder in welchem andern Kreise dieses Königreichs, das interessirt ja wol keinen der Leser: — genug, in Böhmen, lebte zu Anfange dieses Jahrhunderts auf seinen beträglichen Güthern, Graf Ottislaw mit einem Glanze, wie seine Reichthümer ihm denselben verstatteten.

Unter allen den Herrlichkeiten, welche ihn umgaben, war das Kostbarste, was er besaß, Frau Sibille, die Gemalinn dieses Günstlings Fortunens. — Sie war schön wie ein Engel; und ihre Tugend war weit und breit berühmt. So mancher Anbeter hatte unter deren Strenge schon geseufzt; und ihres Gemals Stirn war unter dem Schutze derselben, vor dem gewöhnlichen Hauptschmuck der Ehemänner schöner Weiber, ganz gesichert. — Ihre Sittsamkeit, diese Schildwache der Tugend, übertraf Alles, was man zu deren Lobe sagen könnte; und sie ging so weit, daß selbst ihr Gemal, den sie doch

aufs

aufs zärtlichste liebte, sie in Beisein Andrer nicht einmal küssen durfte. — Der Graf betete seine holde Gattinn an, und war um so stolzer auf den Besitz dieses Kleinods, jemehr er Neider hatte. Vier Jahr hatte dieses Paar in der glücklichsten Ehe beisammen gelebt, als der Tod, dies schadenfrohe Ungeheuer, das selbst die schönsten Verbindungen nicht verschont, die reizende Sibille zur betrübtesten aller Wittwen machte.

War je ein Mann von Herzen betrauert worden, so ward es Graf Ottislaw; und alle Gegenstände, welche die schöne Frau umgaben, mußten mit ihr trauern. Im ganzen Schlosse sah man keine andre Farbe, als die schwarze. Alle Wände, jeder Tisch, jeder Stuhl, waren schwarz überzogen; sie hatte sogar den Einfall gehabt, das Schloß auch von außem ganz schwarz anstreichen zu lassen; allein auf die Vorstellung einer viel bei ihr geltenden Zofe, daß das einer affektirten Betrübniß ähnlich sehen würde, hatte sie denselben noch glücklicherweise aufgegeben. — Außer ihren nächsten Blutsfreunden fand Niemand Zutritt zu ihr; und ihre Dienerschaft durfte ja nie anders, als mit der Miene der Traurigkeit vor ihr erscheinen. — Selbst nach verflossnem Trauerjahre vermogte Nichts, sie ihrer bisherigen Einsamkeit

samkeit zu entreißen. Nie sah man sie anders, als in dunkeln Farben gekleidet; keine Zerstreuung, selbst nicht die unschuldigste Ergetzlichkeit unterbrach das Einförmige ihrer Lebensart; und wer ihr was recht Unangenehmes sagen wollte, durfte nur von einer zweiten Heirath mit ihr sprechen. —

Die Aspiranten zu ihrer Hand strömten ihrem Wittwensitze zu; allein keiner hatte das Glück, ihr Antlitz zu sehen; und nachdem deren einige Dutzend, ohne nur eine Audienz erhalten zu können, abgewiesen worden waren, verbreitete endlich das Gerücht nach und nach den Entschluß der Frau von Ottislaw, Wittwe zu bleiben; und mit der Hofnung, bei ihr glücklich zu seyn, verlohren sich auch die ihr so überlästigen Freier. — Ob die ziemlich selten gewordene Tugenden, Liebe und Treue gegen ihren verstorbnen Gemal, allein der Grund zu einem Benehmen waren, das wol nicht viel Nachahmerinnen findet; oder — in wie weit eine verkapte Eitelkeit und ein gewisser Eigensinn sich mit im Spiele befanden, das lasse ich unentschieden. —

Der verstorbene Graf Ottislaw hatte noch drei jüngere Brüder, von welchen die beiden

den ältesten Officiere waren; der jüngste aber eben seine akademischen Jahre vollendete. Als sie einesmals zusammen kamen, fiel die Rede auch auf ihre Schwägerinn und auf deren unüberwindliche Abneigung gegen eine neue Verbindung. Nachdem man diese Materie eine Weile diskutirt hatte, begann der Aelteste: „Da „müßte der Teufel im Spiel seyn, wenn man „die spröde Wittwe nicht sollte auf andre Ge„danken bringen können! Man muß die Sache „nur recht anfangen; und — ich will des Aben„theuer bestehen. Morgen schon, reis' ich zu „ihr!" — Die Brüder wünschten ihm zu dem Unternehmen Glück; und die Abreise erfolgte wirklich. —

Derjenige, welcher an der jungen Gräfinn solchergestalt zum Helden werden wollte, war Major und ein Mann von dreißig Jahren, recht dazu gemacht, um einem Frauenzimmer eine Idee von seinem physischen Vermögen zu geben. Er hatte völlig das Aeußere eines Herkules. Bei einer riesenmäßigen Länge war er breitschultrig, von einem Paar vollen, ansehnlichen Lenden unterstützt, wohlbewadet, muskulös wie ein Athlet; und auf seiner männlichen, von einem blauen Barte umschatteten Wange, blühte die Farbe einer dauerhaften Gesundheit, welche

ein

ein Kopf voll schönen, schwarzen Haares nur noch mehr hob. Und dieser Mann, der eine solche, von jeher von dem lieben Geschlechte so sehr geschätzte Fähigkeit, ein Weib glücklich zu machen, versprach, trug eine Uniform, die wie auf ihn hingegossen, jeden Umriß seiner Gliedmaßen auf die vorteilhafteste Art zeigte. Eine einnehmende Dreistigkeit im Umgange mit Damen, die zum Teil ihren Grund in der Ueberzeugung hatte, daß nicht leicht eine Tugend oder ein weiblicher Eigensinn ihm widerstehen könne, war nicht minder eine Eigenschaft, von welcher allein sich schon etwas erwarten läßt. Wir wollen nun sehen, was er, mit solchen Vorzügen ausgerüstet, für Glück bei der jungen Wittwe machen wird.

Er kam auf dem Schlosse der Gräfinn an. Der Name Ottislaw war für den Major eine viel zu große Empfehlung, als daß er befürchten durfte, abgewiesen zu werden. Sie empfing ihn als einen Bruder und er betrug sich gleich anfänglich als ein Liebhaber. Bei jeder Gelegenheit sagte er ihr die artigsten Dinge von der Welt, die die Wittwe nicht zu bemerken oder nicht zu verstehen affektirte und meistenteils ganz unbeantwortet lies. Der Major hielt ihr Stillschweigen für Blödigkeit, die er wol zu besie-

gen

gen hofte. — Er war noch nicht acht Tage hier, als er schon ernstlich eine Gelegenheit suchte, sein Herz, welches wirklich Feuer gefangen hatte, gegen die schöne Schwägerinn auszuschütten. —

Eines Tages zeigte ihm die Gräfinn das Portrait ihres verstorbenen Gemals, welches er, da es in deren Schlafzimmer hing, das für jeden Mannsfuß ein unzugängliches Allerheiligstes war, noch nicht gesehen hatte. Sie fand, daß der Seelige des Majors Nase gehabt habe. — Dieser nahm von solcher Wahrnehmung sogleich Gelegenheit, ihr zu äußern, daß es für das Interesse seiner Wünsche viel zu wenig sei, einem so glücklichen Manne, wie sein Bruder gewesen, blos der Nase nach ähnlich zu seyn. „Wollte Gott," setzte er hinzu, „daß dieser Aehnlichkeit nicht so enge Grenzen „gesetzt wären, so dürft' ich vielleicht um so eher „hoffen, etwas von denjenigen Empfindungen „in Ihrem Herzen für mich zu erregen, wodurch „Sie meinen Bruder so unnennbar glücklich „machten. O, schöne Gräfinn!" — — und hiermit entladete er sich einer Liebeserklärung, die so bestimmt, so wenig zweideutig war, daß der reitzenden Wittwe bisher beobachtetes Stillschweigen nicht mehr anwendbar blieb.

Sie

Sie würde nun überzeugt, daß das, was sie als eine dem Major eigne Galanterie angesehen, und dieser Meinung zu Folge, so lange unbeantwortet gelassen hatte, wirklich auf eine ihr so mißfällige Absicht abziele; und sie beschloß, sich von dessen Zudringlichkeit auf einmal zu befreien. Nicht minder bestimmt und unzweideutig, als er sich gegen sie erklärt hatte, gab sie ihm daher ihr Mißfallen über dessen Aeusserung zu erkennen, mit dem Zusatze, daß wenn er ihr seine Gegenwart nicht durchaus unangenehm machen wolle, er sie nie wieder über diesen Gegenstand unterhalten mögte. Nach dieser Abfertigung verlies sie plötzlich das Zimmer und entzog von dem Tage an, dem Major ihre Gegenwart, wenn der Wohlstand es nur irgend erlauben wollte.

Unser Held verzagte ob diesem fehlgeschlagnen Angrif noch gar nicht. Er hatte in seinem Leben der Grausamen genug bezähmt, der stählernen Herzen genug geschmolzen; und er zweifelte noch im Geringsten nicht, daß es ihm auch bei der spröden Gräfinn gelingen werde. Anstatt also deren Befehl zu befolgen, ergrif er vielmehr die erste Gelegenheit, ihr seine Liebesgluth von neuem vorzutragen; und er ward noch ernstlicher, als das erstemal abgewiesen. —

Aber

Aber auch dadurch lies der Major sich von seinem Vorsatze, der liebreitzenden Schwägerinn Herz zu erobern und deren apetitliche Person als eine gute Prise ins eheliche Bette aufzubringen, nicht abschrecken. Von nun an bestürmte er sie. Er trieb zuletzt seine Zudringlichkeit so weit, daß die Gräfin eines Tages äusserst aufgebracht, ihm befahl, morgen ihr Haus zu verlassen. Graf Ottislaw blieb demohngeachtet; und unterhielt die schöne Wittwe unabläßig von der Flamme, welche sie in ihm entzündet hatte. — Eben, als er bei aller Zuversicht, welche er in seine sieggewohnte Waffen setzte, schon selbst zu zweifeln anfing, daß er der Marmorbrust der Gräfinn je eine Bresche anbringen werde, begann plötzlich ein liebliches, helles Hofnungssträlchen ihm zu schimmern.

Es schien ihm schon seit einigen Tagen, das sie ihn gar nicht so sorgfältig, als vorher vermeide. Endlich glaubte er sogar zu bemerken, daß sie sich auch freundlicher gegen ihn betrage und sein verliebtes Geschwätz, wo nicht mit Wohlgefallen, doch wenigstens geduldiger als anfänglich anhöre. Diese schmeichelhafte Bemerkung war ihm ein Sporn seinen Eroberungsplan nun mit noch größrer Hitze zu betreiben. —

Als er eines Tages die schöne Wittwe lebhafter als je anlag, sich endlich seinem Wünschen gemäß zu erklären, lies selbige erröthend sich folgendermassen aus: „Ich kan Ihnen Ihren Sieg nicht länger verschweigen; und mein „genommener Entschluß wird Ihnen beweisen, „wie sehr die Liebe Sie für mein langes Streben an mich gerächt hat. — Ja, Ihre Beständigkeit hat endlich dies Herz überwunden. „Ich liebe Sie und — ich kenne jetzt keinen eifrigern Wunsch als den, Sie glücklich zu machen. Aber — ein unverbrüchlicher, ein fürchterlicher Eid verbietet mir, meine Hand an „einen andern Mann zu vergeben" — — „Ha, „englisches Weib, „fiel der Major schnell ein; „bei diesen Gesinnungen ist noch ein andrer, kürzerer Weg mich zum Glücklichsten" — — — „Sie ersparen mir eine Erklärung, die der „weiblichen Schamhaftigkeit schwer fällt, „unterbrach ihn die Gräfinn hocherröthet; „Ihre „Wünsche sollen noch heute — — doch, erlassen Sie meiner Sittsamkeit jetzt eine nähere „Bestimmung, und erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Schaamröthe verberge! — Sie „sollen bald das Uebrige erfahren;" und somit entwich sie dem Ausbruche der verliebten Entzückungen des Majors.

Gegen Abend brachte ihm die vertraute Kammerfrau der Gräfinn ein Billet; er las darinn von derselben Hand die Worte: "Fol„gen Sie Ueberbringerinn dieses; und warten „Sie meiner!" — Der von seinen Begierden gespornte Liebhaber stand nicht einen Augenblick an, dieser Einladung Genüge zu leisten. Die Zofe führte ihn zwei Treppen in die Höhe und dann über eine lange Gallerie, in eines der abgelegensten Zimmer des Hauses, in welchem sich statt allen Hausrathes, ein Bett, ein Tisch und ein einziger Stuhl befand. „Hier verweilen „Sie nur," sagte sie mit einer geheimnißvollen Miene; und drauf verlies sie das Zimmer, machte die Thüre hinter sich zu; und — man stelle sich das Erstaunen des Majors vor! — plötzlich rasselten von aussen mehrere Riegel. Unwillkürlich, und ohne noch eigentlich einem Argwohn Raum zu geben, sprang er nach der Thüre, die er nicht zu öfnen vermogte; und die, wie er jetzt erst bemerkte, mit starkem Eisenblech beschlagen war. Nun begann ihm ein schreckliches Licht aufzugehen. Er begab sich an ein Fenster und — fand es, so wie alle im Zimmer, mit starken eisernen Stäben verwahrt; eine Maasregel, die nicht einmal nöthig war, da das Gemach im dritten Stockwerk lag und unter demselben der Schloßgraben floß.

Nun

Nun zweifelte er beinah nicht mehr, daß er hier die Rolle des Gefoppten spiele. Der Schimpf, den man ihm zufügte sowol, als die betrogne schöne Hofnung, erfüllten ihn mit Wuth, die er aber nur in Fluchen und Toben auszulassen, Gelegenheit fand. — Es dauerte einige Stunden, eh er Jemand sah oder hörte. Endlich eröfnete sich ein kleiner Schieber in der Thüre und er vernahm die Kammerfrau, die er mit einem Strome von Flüchen und Drohungen überhäufte. Nachdem er sich hinlänglich erschöpft hatte, ohne nur eine Antwort erhalten zu haben, steckte dieselbe durch die Oefnung einen mit Flachs aufgemachten Rocken nebst einer Spindel, mit der Aeußerung, daß ihre Dame ihm hier ein Mittel wider die Langeweile übersende; zugleich deutete sie ihm an, daß er jeden Tag die Spindel zweimal voll Garn zu liefern habe, wenn er anders seiner Mahlzeiten nicht verlustig gehen wolle. Und hiermit schob sie den Schieber wieder vor und entfernte sich, ohne des Abendbrods zu gedenken.

Der Major wüthete nun ein Paar Stunden gleich einem Rasenden. Die Erschöpfung seiner Kräfte setzte diesem Toben endlich Grenzen; und ganz ermüdet, strekte er sich zuletzt aufs Bette, schlief ein und erwachte nicht eher, als hoch am

Tage. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war die fatale Kunkel. Er gab ihr einen Schub mit dem Fuße, daß sie unters Bette flog; und überlies sich von neuem den Ausschweifungen seines Zorns. Aber dadurch wurde seine Lage um Nichts gebessert; und der Hunger fing an, ihm gewaltig zuzusetzen, denn er hatte nun seit beinah vier und zwanzig Stunden keinen Bissen zu sich genommen. — Um Mittag lies sich die Zofe wieder am zurückgeschobnen Schieber sehen. Sie fragte, ob er seine Zahl gesponnen habe. Neue Flüche waren die Antwort; und sie entfernte sich alsbald. Abends erfolgte dieselbe Anfrage; und da der Major zum Spinnen noch nicht zahm genug war; so mußte er sich auch diesmal von Hunger und Durst gequält zur Ruhe begeben.

Es gelang ihm zwar endlich einzuschlafen; aber, noch graute kaum der Tag, als ihn das schmerzhafte Aneinanderreiben seiner Magenwände und die unausstehliche Trockenheit seines Schlundes erwekte. — Durch Hunger zähmt man Löwen und Bäre; auch der Major schmiegte sich zuletzt unter dessen Zuchtpeitsche. Er suchte die schimpfliche Kunkel unter dem Bette vor und begann einen Versuch mit der so ungewohnten Arbeit. Er zupfte und zupfte lange an dem

Flach-

Flachse, ehe es ihm gelang, einen Faden zu gewinnen. Endlich kam er doch damit zu Stande; und war das Gespinst auch nicht das schönste und ebenste, so hatte sein, von dem in ihm wüthenden Stachel angetriebner Fleiß doch, ehe es noch völlig Mittag war, die Spindel mit Garne angefüllt.

Mit dem Schlage zwölfe zeigte sich die Kammerfrau wieder an der Thüre. Der Major reichte ihr auf die gewöhnliche Frage, stillschweigend und mit verbissenem Grimm die Frucht seiner Arbeit, welche sie in Empfang nahm und bald zurückzukehren versprach. Nach einer kleinen Viertelstunde kam sie wieder und gab dem armen Hungrigen, der ihrer schon ungeduldig wartete, ein kleines Brod und eine Flasche Wasser durchs Schiebloch, indem sie sagte: „Hier schickt Ihnen meine gnädige Frau, was „Sie verdient haben; wenn das Garn besser „werden wird, haben Sie auch eine reichlichere „Mahlzeit zu gewarten. — Auf den Abend „komm' ich wieder; seyn Sie in der Zeit hübsch „fleißig, damit Sie nicht mit hungrigen Magen „zu Bette gehen dürfen!" — Und so flog der Schieber zu. —

Ein kleines Brod und eine Flasche Wasser war allerdings für einen starken Mann, der in

zweimal vier und zwanzig Stunden keinen Bissen zu sich genommen hatte, ein sehr kärglich zugemessenes Mahl: indeß mundete es ihm doch vortreflich; die Begierde nach Sättigung seines nur gereitzten, aber nicht gestillten Hungers, trieb ihn bald wieder an seinen Rocken; und seine Spindel wurde jetzt nicht allein in weit weniger Zeit voll; sondern das Gespinnst, welches er gewann, war auch weit besser als das Erstre.

Als er dasselbe an die, des Abends wiederkehrende Zofe abgeliefert hatte, kam dieselbe bald mit einem guten Stück Fleisch, einem Brodte und einer Flasche Bier zurück. Sie ermahnte ihn, in seinem Fleiße fortzufahren und versprach ihm unter dieser Bedingung eine verhältnißmäßig verbesserte Beköstigung. „Wenn Sie künftig etwas über die Zahl spinnen sollten; so wird Ihnen das zu einem Frühstück zu gut kommen," beschloß sie; und wünschte ihm eine gute Nacht. —

Nach einigen Tagen hatte der Major sich in seinem neuen Geschäft eine solche Fertigkeit erworben, daß er nun nicht nur zwei vollständige Mahlzeiten, nebst einer halben Flasche Wein und dem hinlänglichen Bier, sondern

auch

auch ein Frühstück verdiente; und doch noch Zeit übrig behielt, die er nicht auszufüllen wußte. Er lies deshalb die Gräfinn um einige Bücher ersuchen; und sie schickte ihm einige Andachtsbücher. So wenig diese Lektür auch nach seinem Geschmack war, so zwang ihn doch die Langeweile darnach zu greifen und sich so gut er konnte, dadurch zu unterhalten.

In diesem Zustande hatte der Major schon sechs Wochen in seiner Gefangenschaft verlebt, als seine bisherige Kerkerwärterinn ihm eines Tages sagte, daß ihre Gebieterinn ihn für seine Verwegenheit nun genug gezüchtiget zu haben glaube; und daß sie geneigt sei, ihm unter gewisser Bedingung seine Freiheit wieder zu geben. Auf Arrestanten Anfrage, worinn dieselbe bestände, äußerte sie dann, daß bevor er auf freien Fuß kommen könne, er sich durch eine Schrift eidlich und bei seinem Ehrenworte verpflichten müsse, weder von der in der Gräfinn Schlosse erlittenen Behandlung etwas kund zu machen; noch auch je auf irgend eine Art Rache üben zu wollen. Der Major, sehnlich nach Freiheit schmachtend, war sogleich bereit, diese Bedingung zu erfüllen. Am andern Morgen erhielt er ein Schema; und nachdem er dasselbe abgeschrieben, mit seinem Namen unterzeichnet

und

und besiegelt hatte, wurd' ihm die Thüre seines Gefängnisses geöfnet.

Eine Stunde drauf, ohne seine strenge Schwägerinn gesehen zu haben, verließ er den Ort, wo er eine so herbe Prüfung erlitten hatte; und wo sein Eigendünkel so tief gedemüthiget worden war. Hätt' er sich auch nicht so kräftig verpflichtet gehabt, über die, ihm hier wiederfahrne Behandlung ein ewiges Stillschweigen zu beobachten; so hätt' ihm die Klugheit dasselbe schon auferlegt. Mit welchem Hohngelächter würde man ihn im Kreise seiner Bekannten empfangen haben, wäre die Schmach ihnen wissend geworden, die ein Weib dem Manne seiner Art zugefügt hatte! Und — welch ein jämmerliches Opfer der Anekdotenjäger stand er in Gefahr zu werden, wenn er diese demüthigende Begebenheit nicht in den Schleier des Geheimnisses zu verhüllen bemüht war! — Gern hätt' er dieselbe sogar aus seinem eignen Gedächtnisse gewischt, wenn die tiefe Wunde, welche seine Eitelkeit dadurch erhalten hatte, es ihm erlauben wollen. Lange Zeit vermogt' er nicht sich über den erlittnen Schimpf zu trösten. Umsonst erinnerte er sich, daß Herkules, der berüchtigte Held des Alterthums, an Omphalens Hofe ebenfalls gesponnen habe; daß auch Narses,

ses, der Feldherr, von der griechischen Kaiserinn Sophie zu dem unmännlichen Geschäft, die Spindel zu drehen, herabgewürdiget worden sei: diese Beispiele von spinnenden Männern paßten aber nicht auf seinen Fall; denn der Erste hatte aus Liebe und freiwillig gesponnen; er hingegen — gezwungen und aus Hunger. Narses hatte seine Schmach gerächt, welches ihm Eidschwur und Wort verwehrten. —

Seine Brüder waren bei seiner Rückkehr nicht wenig neugierig, den Erfolg seiner langen Abwesenheit zu erfahren. Der Major nahm sich gar sehr in Acht, ihnen von der Wahrheit etwas merken zu lassen. Er gab vor, daß er, als er bald überzeugt worden wäre, bei der spröden Schwägerinn sei nichts zu gewinnen, sich bei derselben nur vierzehn Tage aufgehalten, und die übrige Zeit einige Reisen gemacht habe. Uebrigens lies er ihr die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie allerdings sehr schön und der Bewerbung jedes Mannes werth sei.

Der auf den Major folgende Bruder, welcher Hauptmann und ein Jahr jünger als jener war, trat nun plötzlich mit den Entschlusse hervor, auch seiner Seits sein Heil bei der schönen Grausamen zu versuchen. Die wiederholten

ten Betheuerungen seines Bruders, daß er gewiß gleich ihm, seine Mühe verlieren werde, vermogten ihn keinesweges in seinem Vorsatze wankend zu machen; und ihn auf eine bewegendere Art zu warnen, fand der Major nicht für gut. — Ehe wir denselben den Kampfplatz betreten sehen, ist es wol nothwendig, unsern Helden zuvor näher kennen zu lernen.

Er war ebenfalls von ansehnlicher Länge, aber bei weitem nicht so stämmig als sein ältrer Bruder. Er hatte vielmehr, was man einen feinen Wuchs nennt. Aschfarbnes Haar, blaue, etwas Schwärmerisches verrathende Augen, eine lange, wohlgebaute Nase, ein fein gemischtes Inkarnat auf den Wangen und ein wenig sichtbarer Bart, vereinigten sich, einen Kopf zu bilden, der für einen Mannskopf vielleicht zu hübsch war. Nicht minder eitel und nicht minder als der Major überzeugt, daß so leicht kein Weiberherz ihm widerstehen könne, bediente er sich bei seinen Angriffen auf das schöne Geschlecht einer ganz andern Methode als dieser. Statt daß der Major dem Feinde mit einer fast seltenen Dreistigkeit entgegen ging und demselben alsbald in seinen Verschanzungen bestürmte, suchte der Hauptmann sich durch Manöuver den Sieg zu sichern. — Er seufzte, stöhnte, schmach-

schmachtete; machte Verse, war unerschöpflich, zärtliche, empfindsame und süße Dinge zu sagen; und die Schöne, die durch so etwas nicht zu besiegen war, konnte bei den Unternehmungen dieses Helden für ihre Freiheit ganz unbesorgt seyn. — Daß es seinem Bruder nicht gelungen war, das Felsenherz der Gräfinn zu rühren, wunderte ihn gar nicht, da er dessen stürmische Art, seine Eroberungen zu betreiben, kannte; und daher nicht zweifelte, daß er sie gleich anfänglich dadurch erbittert haben werde.

Man muß, sagte er zu sich selbst, dieses Herz vorher zu erweichen suchen, ehe man es wagt, seinen Wünschen eine Zunge zu geben; und diesen Zweck erreicht man nur durch eine stille, anhaltende Huldigung, durch eine unbegrenzte Gefälligkeit, durch unbedingte Aufopferung seines eigenen Willens, durch jenes rührende Schmachten im Blick, durch die so beredte Seufzersprache, durch jeden Beweis einer zärtlichen, aller schönen Empfindungen fähigen Seele.

Mit diesem Operationsplane und in das Bild, welches seine Einbildungskraft ihm von der Gräfinn gezeichnet hatte, schon ziemlich verliebt

liebt, langte er auf deren Schlosse an. Eingedenk des Verdrusses, welchen der Major ihr verursacht hatte, war sie schon willens, den ihr zugedachten Besuch abzuweisen. Doch, da sie die Absicht desselben noch nicht wissen konnte; und sie es, genauer überlegt, ungerecht fand, wegen des ihr mißfälligen Betragens des einen Bruders, den andern, der vielleicht ein schätzenswerther Mann seyn könnte, zu beleidigen: so wurde der Hauptmann endlich angenommen und als Schwager empfangen.

Eine Zeitlang war die schöne Witwe mit demselben ziemlich zufrieden. Wenn ihr auch dessen süßliches und empfindelndes Wesen nicht ganz gefiel; so war er dabei doch bescheiden, hatte sich's noch nicht herausgenommen, ihr etwas von Liebe vorzusagen; und dessen ausnehmende Gefälligkeit, wenn sie auch zuweilen lästig wurde, machte ihn doch im Ganzen nicht unangenehm. — Allein diese Zufriedenheit war nicht von Dauer. Nach und nach, hatte der empfindsame Hauptmann der Gräfinn so tief in die braunen Augen gesehen, daß in seinem Herzen eine Flamme aufgelodert war, die er nicht mehr zu verbergen wußte. Obschon seinem Plan nach, die Seufzer und die schmachtenden Blicke noch lange nicht an der Reihe waren; so wur-

den

den dieselben von der liebreitzenden Witwe doch schon häufig und zwar, mit nicht geringem Mißfallen bemerkt.

Eines Tages, als er mit derselben in einer duftenden Geisblattlaube saß, indem in einer benachbarten Linde ein Sprosser sein Liebchen von seinen Trieben unterhielt, sprengte plötzlich die Leidenschaft das Band, welches seine Zunge bisher gefesselt hatte. Gleich einem Strome, der sein Bette durchbrochen hat, entstürzte jetzt seinen Lippen eine Liebeserklärung, die man kaum herzbrechender denken kan. Die Gräfinn, die diesen Ausbruch vorher gesehen hatte, hörte ihn ganz gelassen an; als er aber so weit war, sie bei Allem, was ihr heilig seyn könne, zu beschwören, ihm ein Wort des Trostes zu sagen: erklärte sie sich in ganz trocknen Ausdrücken, welche mit des Hauptmanns blumenreichen Romanensprache stark kontrastirten, daß sie herzlich bedaure, gegen so schöne Empfindungen, welche er mit eben so schönen Worten vorgetragen habe, so undankbar seyn zu müssen, daß sie ihm ihr Mißfallen darüber nicht bergen könne. Zuletzt verbot sie ihm, sie je wieder über diesen Gegenstand zu unterhalten und verliess den ausser sich gesetzten Liebhaber.

Seine reichliche Portion Eigenliebe, die es gar nicht wahrscheinlich finden konnte, daß die Gräfinn wirklich so gleichgültig sei, als sie sich das Ansehn gegeben hatte, und die ihn bewog, ihr Benehmen blos für eine weibliche Ziererei zu halten, richtete seinen anfänglich sehr niedergeschlagenen Muth bald wieder auf. Die schöne Wittwe war nun unabläßig seinen verliebten Zudringlichkeiten ausgesetzt. Ihr wiederholtes, noch ernstlicheres Verbot vermogte nichts dagegen; und er girrte ihr bei jeder Gelegenheit seine Plage vor.

Zuletzt, als der beschwerliche Buhle sich durch nichts abweisen lies; als er gleichfalls den Befehl, ihr Schloß zu verlassen, nicht befolgte und sie dessen Stöhnens und Girrens fast überdrießiger als des Majors stürmender Prätensionen war, beschloß sie, auch ihm am Spinnrocken Gelegenheit zu geben, sich der Liebesgedanken zu entschlagen.

Vermittelst der schon bekannten Lockspeise, befand sich der Hauptmann bald an Ort und Stelle. Er stutzte zwar anfänglich gewaltig, als er sich so durch Gitter und Riegel gleich einer genäschigen Maus eingefangen sah; aber — er verstand sich zu beruhigen. Bald war er fest

über-

überzeugt, daß die Gräfinn ihn nur prüfen wolle; und daß nach abgelegter Probe seiner ausharrenden Unterwürfigkeit, seine durch nichts zu erschütternde Liebe, der schönste Mimelohn seiner warte. Er ertrug seine Gefangenschaft daher mit einer unnachahmlichen Geduld; und als die Zofe ihm die Kunkel brachte, machte er sich mit so vieler Resignation an die Arbeit, und war dabei so emsig, daß er nicht allein mehr, als man ihm aufgegeben hatte, lieferte; sondern auch bald ein recht schönes Garn gewann.

Schon hatte er drei Wochen, als die Hälfte der ihm bestimmten Gefangenschaft, hier versponnen, als endlich sein Eigendünkel, der ihn an die wahre Ursach seiner Verhaftung zu glauben, bisher nicht verstatten wollen, den langen Geduldsfaden beinah abgehaspelt hatte. Derselbe erreichte plötzlich sein Ende, als ihm seine Kerkerwärterinn eines Tages verrieth, daß seinem Bruder dasselbe Schicksal zu Teil geworden sei. Nun schwand der bisher genährte Wahn; und seine Galle trat ebenfalls über ihre Ufer. Im Zorn zerbrach er seinen einzigen Stuhl und warf die Kunkel durch die eisernen Stäbe in den Schloßgraben. Die Folge davon war, daß er nun auf der Erde oder auf dem Bette sitzen; und daß er, als er's vor Hun-

ger

ger nicht mehr aushalten könnte, um einen neuen Spinnrocken bitten mußte, an welchem er seinen Unterhalt verdienen könnte.

Als die sechs Wochen verflossen waren, wurd' ihm endlich, nachdem er gleichfalls die vorher dem Major vorgeschriebnen Bedingungen erfüllt hatte, die Freiheit gegeben. Gleich diesem, fand er nicht für gut, seine Abreise von der Gräfinn Schloß länger zu verschieben; und er erreichte, geteilt zwischen einer noch nicht ganz erstickten Liebesgluth und zwischen den Unwillen über die erlittene schimpfliche Behandlung, seinen gewöhnlichen Wohnort. Der Major, welchem die Verlegenheit seines Bruders nicht entging, als man ihn um den Erfolg seiner Reise befragte, errieth, daß er gleich ihm, spinnen gelernt habe. Er äußerte dem Hauptmann seine Vermuthung durch ein bedeutendes Lächeln, das dieser ganz wohl verstand.

Der jüngste Bruder, welcher eben die Universität verlassen und im Fall, daß es dem Hauptmann gleichfalls bei der schönen Schwägerinn mißglücken sollte, schon seinen Plan gemacht hatte, beschloß nun auch seinerseits einen Zug gegen diese Unüberwindliche zu wagen. Ohne von seinem Vorhaben gegen seine Brüder

etwas

etwas zu äußern, reisete er unter irgend einem andern Vorwand ab und erreichte ungehindert den Schauplatz seiner projektirten Unternehmung in Amors Reiche.

Zum Glück war die Gräfinn eben spazieren gefahren, als er ankam; denn sonst hätte sie ihn gewiß nicht angenommen. Allein, da sie ihn bei ihrer Rückkehr einmal in Posseß fand, und sich ihr kein gewöhnliches Hielfsmittel darbieten wollte, den so unwillkommnen dritten Schwager, ohne gänzliche Verletzung der Gesetze des Wohlstandes aus ihrem Hause zu entfernen, mußte sie sich schon entschließen, ihn zu empfangen.

Sie fand einen schön gewachsenen, vollwangigen Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, dessen braunes, gelocktes Haar eine hohe, königliche Stirn umfloß. Bei der interessantesten Gesichtsbildung und bei der unverwelkten Blüte seines Alters, blitzte aus seinen Augen ein Feuer, das durch eine Teinte von Unschuld, durch eine über sein ganzes Wesen verbreitete Bescheidenheit, sehr glücklich gemildert wurde. Eben diese Bescheidenheit bemerkte man in dessen simpeln, aber mit feinem Geschmack gewählten Anzuge. Er beobachtete in seinem Betragen

über

überdies einen Ernst, der mit seiner Jugend zwar kontrastirte, aber nichts Zurückstossendes hatte. Der junge Mann flößte der Gräfinn auf den ersten Blick ein günstiges Vorurteil ein. Er äußerte, daß er sich's nicht habe versagen können, die Bekanntschaft einer Dame zu suchen, von deren Tugenden der Ruf ihm so viel Rühmliches gesagt; und die ihm durch ihre Neigung für die Retraite und durch ihre Entschlüsse, weder in den Ehestand, noch in eine andre weltliche Verbindung zu treten, einen so hohen Begrif von ihrer Frömmigkeit eingeflößt habe. „Da Hang und frühe Einsicht, in welche „Gefahren die Seele im Getümmel der Welt „verwickelt wird, mich selbst bestimmt haben, „mich entweder als Mönch, oder als Weltgeistlicher dem Dienste der Religion zu widmen; „so glaubte ich meiner schwachen Jugend keine „festere Stütze bieten zu können, als wenn ich „Gelegenheit nähme, mir in Ihnen, vortreffliche Frau, ein so nachahmungswürdiges „Muster der Tugend, der Frömmigkeit und der „Keuschheit aufzustellen, um mich durch Ihr „erhabnes Beispiel in meinen Entschlüssen zu „stärken." — — —

Frau von Ottislaw, die sich auf eine ihr so unverdächtige Art geschmeichelt sah, und die sich

sich an der Apologie nicht wenig behagte, die der schöne Jüngling dem Steckenpferde ihrer Eitelkeit machte, antwortete ihm sehr gütig. Sie faßte bald ein unbegrenztes Zutrauen zu demselben, betrachtete ihn als einen Phönix seines Geschlechts, als einen halbvollendeten Heiligen; und stand nicht an, sich auf den vertraulichen Ton der Freundschaft mit ihm zu setzen.

Er war ihr beständiger Gesellschafter. Auch bei ihren häufigen Andachtsübungen befand er sich allezeit gegenwärtig; und erbaute die schöne Fromme nicht selten durch einen herzerhebenden Choral oder durch ein geistliches Gedicht. Ihre Unterhaltungen liefen gewöhnlich auf Aufmuntrung zur Tugend, auf das Lob der Einsamkeit und des keuschen unehelichen Standes und auf Deklamationen wider die Eitelkeit und die sündlichen Lüste der Weltkinder, hinaus. Der junge Ottislaw war ein so eifriger Tugendprediger, zeigte einen so entschiedenen Abscheu gegen alle sinnliche Vergnügungen, daß die Gräfinn ihm nicht genug Glück wünschen, sich nicht genug verwundern konnte, ihn im Jünglingsalter schon auf einer so hohen Staffel der christlichen Vollkommenheit zu sehen. — Bei solchen Aeußerungen senkte er dann gewöhnlich mit Bescheidenheit den Blick; ein Ach, entdrängte sich sei-

ner Brust; und oft beklagte er sich mit einer Träne im Auge, wie viele Hindernisse ihm eine leichtsinnige Jugend und seine Temperamentsfehler jeden Augenblick in den Weg legten und ihn abhielten, sich zu der Höhe hinan zu schwingen, welche er so sehnlich zu erklimmen wünsche. — In der Folge wiederholte er diese Klagen immer öfter und öfter; und die Gräfinn unterlies nicht, jedesmal alle mögliche Trost- und Ermunterungsgründe hervorzusuchen. Zuletzt schienen ihn aber auch diese nicht mehr zu beruhigen; und er versank sichtbar von Tage zu Tage in eine Schwermuth, welche seine Freundinn recht besorgt machte.

Als er eines Tages von einem Spazirgange zurückkam, den er ohne ihre Begleitung gemacht hatte, fand ihn die Gräfinn in einem Zustande, der von dem heftigsten innern Kummer zeugte. Sie zweifelte nicht, daß ihm was Außerordentliches begegnet seyn müsse; und drang in ihn, ihr die Ursach dieser so sichtbaren Unruhe zu entdecken.

Er. Forschen Sie nicht nach einer Sache, die ich Ihnen unmöglich mitteilen kan — auch nicht darf —

Sie. Sie erzeigen mir die Ehre, mich Ihre Freundinn zu nennen und Sie haben Geheim-

heimnisse für mich! Beinah mögt' ich argwöhnen, daß Ihr Mund mir einen Namen beilegt, dessen Ihr Herz mich nicht werth findet....

Er. Seyn Sie nicht ungerecht, vortrefliche Gräfinn! Wann ich für nothwendig halte, Ihnen die Ursach meines schrecklichen Gemüthszustandes zu verschweigen; so ist nichts in der Welt weniger, als Mangel des Zutrauens der Grund dazu. Besorgniß vielmehr, die mir so unschätzbare gute Meinung zu verlieren, deren Sie mich bisher würdigten; und die Furcht, Ihre so zarte Sittsamkeit, Ihr feines Gefühl zu beleidigen, legen mir das Stillschweigen auf. — Ach! ich bin tief — sehr tief gefallen! So weit dacht' ich nicht mehr von dem Ziele, darnach ich strebe, entfernt zu seyn! Nein, für ein so schwaches, elendes, von sündlichen Lüsten noch so ganz erfülltes Geschöpf hätt' ich mich nach so manchem harten Kampfe mit dem alten Menschen, nicht mehr gehalten! — Ich habe mich unverzeihlich vergangen; habe mich unverzeihlich an Gott und Tugend versündiget! Ich bin nicht werth, in Ihr frommes Auge zu sehen; bin unwürdig, mit Ihnen eine und dieselbe Luft zu athmen. Ich verzweifle —

Sie. Halten Sie ein! Sie können unmöglich so strafbar seyn, als Sie sich schildern.

Sie können wol einer Schwachheit fähig seyn, die leider! uns Allen, so lange wir als Pilger hier wallen, anklebt; allein, eines groben Vergehens sind Sie gewiß nicht schuldig, dafür wollt' ich mich verbürgen. Ihr empfindliches Gewissen vergrößert Ihnen Ihren Fehltritt —

Er. Wollte Gott, daß es so wäre! — Aber, ach! ich müßte gar kein Gewissen haben, wenn ich mein schweres Vergehen leichter ansehen könnte. — Wie werd' ich es abbüßen? Wie meine Seele von dem häßlichen Flecken reinigen, dem meine Sinnlichkeit ihr eingeätzt hat? Wie — —

Sie. Wenn Sie mir nicht von einer bessern Seite bekannt wären, könnten Sie mich erschrecken; aber so, bleib ich noch überzeugt, daß Sie blos wegen einer menschlichen Schwachheit so strenge gegen sich selbst verfahren. — Lassen Sie mich Richter in der Sache seyn! Entdecken Sie mir Ihren Fall, er sei auch von welcher Art er wolle. Sollten Sie auch strafbarer sey, als ich bis jetzt noch glauben kan; so fürchten Sie doch nicht, etwas von meiner Achtung dadurch zu verlieren; denn, Ihre Bekümmerniß, Ihre aufrichtige Reue, sind Fürsprecher für Sie, die ein mildes Urteil solicitiren. Ihre

Furcht, auf irgend eine Weise mein weibliches Ohr zu beleidigen, setzen Sie bei Seite! Sehen Sie in mir blos die Freundinn, welche Ihrem geängsteten Herzen Trost einzusprechen wünscht, und die bei einem solchen Geschäft andre Rücksichten vergißt. — Wie ist's? Finden Sie noch Bedenklichkeiten, sich mir zu entdecken?

Er. Keine mehr, edle, gütige Freundinn! Und dennoch — — Aber — ich will Ihnen nicht von neuem Gelegenheit geben, an meinem Zutrauen zu zweifeln. — So hören Sie dann das demüthigende Geständniß! — Mit dem Anschauen der Schönheiten beschäftiget, womit Gott seine Natur ausgeschmückt hat, schweifte ich in dem Feldern herum, als ich auf einmal eine weibliche Stimme neben mir singen hörte. Ich sah mich um und erblickte unweit von mir ein junges Mädchen. Statt meinen Weg zu verfolgen, blieb ich, vermuthlich auf Eingeben des bösen Feindes, stehen, und betrachtete das Mädchen. Sie sichelte Gras und bei der gebückten Stellung, welche diese Arbeit erfordert, hatte sich ihr Halstuch geöfnet und unverhüllt lag ihr Busen meinen verführten Augen zur Schau. Wär' ich nur jetzt noch entflohen! — aber ach nein, ich blieb und — weidete meine

Blicke

Blicke an den mir preisgegebnen Naktheiten, fühlte Begierden in mir rege werden — — Doch, ersparen Sie mir, Ihnen mein Verbrechen weitläuftiger zu schildern! — Genug, ich war der Sünde so weit hingegeben, daß es nicht an mir lag, das schreckliche Maas derselben bis an den Rand zu füllen. Doch Gottes Gnade erbarmte sich noch des Unwürdigen und fügte es, daß das Mädchen ihr Gras zusammen band und sich entfernte, als meine armseelige Tugend eben der Uebermacht des sündlichen Fleisches unterliegen wollte. — — Was sagen Sie nun, theure Gräfinn? Verwirft nicht Ihre Frömmigkeit den Unglücklichen, der so dem Laster in die Arme eilt? —

Sie. Sagt ich's nicht, daß Sie sich selbst zu strenge richten? — Ich seh in Ihrem Vergehen nichts, als diejenige Schwachheit, die jedem Menschen eigen ist —

Er. Ihre Güte behandelt mich mit zu viel Schonung! Vergessen Sie nicht, daß ich nicht nur so schwach war, einer sündlichen Begierde Raum zu geben; sondern, daß ich derselben recht gefließentlich nachgab; und daß ohne die Gnade — —

Sie. Ohne die Gnade, sind wir allzumal arme Sünder — — — — — —

Und

Und daß ichs kurz sage, Graf Ottislaw empfing gänzliche Absolution. — Dennoch schien er die vorige Heiterkeit des Gemüths nicht wieder erhalten zu haben. Seufzer schwellten seine Brust, Düsterheit schwebte um seine Stirn, unabläßig trug er die Merkmale eines tief betrübten Herzens auf seinem Gesicht. Die Gräfinn suchte ihn umsonst durch jeden frommen Gemeinspruch zu trösten; er blieb trostlos, wurde immer schwermüthiger; und zeigte sich seiner Freundinn endlich in einem Zustande, der dieselbe besorgt machte. Sie beschloß seiner trauernden Seele nochmals durch alle Trostgründe des Evangeliums zu Hielfe zu kommen. Eines Nachmittags begann —

Sie. Wollen Sie denn immer die Heilmittel unwirksam seyn lassen, welche die Religion einem zerknirschten, bußfertigen Herzen anbietet? — Wissen Sie, daß es eben so sträflich ist, auf die göttliche Gnade zu wenig zu trauen, als wenn man auf dieselbe zuviel rechnet! Wissen Sie — —

Er. Ich weis Alles, theure Gräfinn! Der Zustand in welchem Sie mich sehen, ist auch nicht die Folge des Zweifels, daß der Allbarmherzige, durch meine Reue gerührt, mir meine Sün-

Sünde nicht vergeben haben sollte. Nein, diesen Kummer haben Ihre wohlthätigen Bemühungen schon weggeräumt. — Aber dennoch find' ich die größte Ursach zur Verzweiflung in mir. Mein neuliches Vergehen hat mir einen schrecklichen Beweis gegeben, wie wenige Vorschritte ich ohngeachtet meines möglichsten Strebens, noch im Guten gemacht habe; wie herrschend die Macht der Sünde noch in mir ist. — Welche Hofnung darf ich für die Zukunft nähren? Mein unglückliches Temperament wird mich jeden Augenblick der Gefahr aussetzen, dem Verderben in dem aufgesperrten Rachen zu stürzen. Ich sehe im voraus die Frucht vieljähriger Bemühungen den Raub einer unglücklichen, von dem Feinde der Menschen benutzten Minute werden! — Ach! soll ich nicht verzweifeln? —

Sie. Verzweifeln, heißt sich versündigen an die Gnade, der Alles möglich ist. Ihr ist es auch nicht unmöglich, Ihnen den Sieg über den Feind zu geben, den Sie so aufrichtig zu überwinden wünschen; und gewiß, der göttliche Beistand wird Ihnen dazu nicht mangeln! Beruhigen Sie sich daher; und seyn Sie nur bemüht jenen Gnadenwirkungen keine absichtliche Hindernisse in den Weg zu legen. —

Er.

Er. Und der Grund zu diesen Hindernissen, der in diesem schwachen, unartigen Herzen liegt, ist es eben, der mich so unglücklich macht. — Nein, vortrefliche Gräfinn! nie werd' ich den Gipfel der Tugend und der Frömmigkeit erreichen, nach welchem mein Auge so sehnlich hinan blickt, wenn ich nicht zu einem Hielfsmittel greife, zu dem ich endlich entschlossen bin. Aber — auch der Ausführung dieses Entschlusses liegen Hindernisse im Wege, die ich nicht wegzuräumen weis.

Sie. Und dieses Hielfsmittel —

Er. Verbietet die Schamhaftigkeit, Ihnen mitzuteilen —

Sie. Die Art unserer Verbindung, die blos seelisch ist, verändert unsre Verhältnisse als Personen zweierlei Geschlechts, um ein Großes. Sie müssen sich mich nicht als Weib, sondern blos als Freund denken, dem Sie Nichts zu verbergen haben. Die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, werden Sie wol kein Bedenken weiter finden, mir zu sagen, welches Hielfsmittel Ihr Heil zu sichern vermag; und welche Hindernisse, dazu zu gelangen, sich Ihnen entgegenstellen —

Er.

Er. Ich will es versuchen, ob eine so seltene Vertraulichkeit gegen eine Person Ihres Geschlechts, in meiner Gewalt seyn wird. — Lassen Sie mich nur Worte suchen, das Anstössige zu mildern, das in meiner Mitteilung für Sie liegen muß —

Sie. Ich bin ungeduldig, dieses dem Anschein nach so sonderbare Hielfsmittel zu vernehmen —

Er. Nun, so hören Sie. — Ueberzeugt, daß meine Tugend und meine Frömmigkeit nie außer Gefahr seyn werden, über-kurz oder lang als ein Opfer des Lasters zu fallen, so lange der Geist wider die ihm so überlegene Macht des sündlichen Fleisches zu kämpfen hat; habe ich mich fest entschlossen, diesem Feinde meines ewigen Heils seine Waffen zu rauben. Eine chirurgische Operation soll mich von der, mir so furchtbaren, so gefährlichen Fähigkeit befreien, künftig durch unkeusche Begierden sündigen zu können —

Sie. (erröthend.) Ich verstehe Sie schon — Aber —

Er. Ich weis, was Sie sagen wollen. — Sie zweifeln, ob ich den Muth haben werde, die-

diesen Entschluß auszuführen. — Doch, deshalb bin ich nicht besorgt, das ist nicht die Schwierigkeit, die der Ausführung desselben im Wege steht. Ich bin blos verlegen, welcher Hand ich mich zu der Operation bedienen soll, um versichert zu seyn, daß die Sache ein Geheimniß bleibe und nicht der profanen Beurteilung der Weltkinder ausgesetzt werde — (nach einigem Nachdenken.) Eben kommt mir ein Einfall! — aber — so sicher mich derselbe zu meinem Zwecke führen würde, darf ich Ihnen selbigen doch nimmer mitteilen —

Sie. Ich dachte, ich hätte Ihnen zu solchen Bedenklichkeiten keinen Vorwand mehr gelassen. — Stehen Sie nicht an, Ihr Herz vollends auszuschütten!

Er. Es ist mir fast unmöglich. — Doch — Ihre Güte flößt mir Muth ein, diese Güte auf eine noch größere — auf die höchste Probe zu setzen. — Sie, Sie allein, theure Gräfinn, können meine Verlegenheit endigen, können mich zum glücklichsten Menschen machen. Allein — welches Opfer seh ich mich genöthiget, zu Erreichung dieses meines Wunsches von Ihnen zu fordern! — Nein, ich kan — gewiß, ich darf es nicht wagen, Ihnen eine solche Zumuthung zu machen. —

Sie.

Sie. Reden Sie; und seyn Sie überzeugt, daß ich die Möglichkeit erschöpfen werde, um Ihre Wünsche zu erfüllen —

Er. Sie wollen es, edle Freundinn! Nun — ich gebe Ihrem Befehle nach. — Meine Bitte heischt von Ihnen nichts Geringeres als — daß Sie sich herabließen, die Operation, zu welcher ich entschlossen bin und die ich der bösen schmähsüchtigen Welt zu verbergen, so nothwendig finde, durch Ihre Hand zu verrichten —

Sie. Was fordern Sie! Haben Sie auch bedacht, daß die weibliche Schamhaftigkeit —

Er. Allerdings, hab' ichs bedacht. — Blos Ihr Befehl und ein unbeschränktes Vertrauen, welches Ihre wiederholten Versichrungen, Alles für das Heil meiner Seele zu thun, mir einflößt.....

Sie. Schreckliche Wahl! — Aber — das Heil einer Seele — einer so theuer erkauften, einer so guten Seele, einer Delikatesse aufzuopfern, die — vielleicht ein Vorurteil ist! — (Nachdenkend.) Wenn ich mich nun aber auch entschliessen wollte, um dem Himmel eine Eroberung zu sichern, meine ganze Weiblichkeit zu verläugnen: wo werd' ich den Muth zu einer

so

so schauderlichen Verrichtung — und noch mehr, wo werd' ich die Geschicklichkeit dazu hernehmen? —

Er. (ihr zu Füßen,) Wohl mir, wenn Ihre beispiellose Güte, keine andre Einwendung findet! — Der Muth, wird Ihnen von Oben kommen; und die dazu erforderliche Geschicklichkeit können Sie in zwei Minuten und durch einen Unterricht von drei Worten erlangen. — Also — Sie erhören mein Flehen, fromme Gräfinn? —

Sie. (verschämt,) Ja!

Er. Nun, so verschieben wir das Unternehmen nicht! Ich habe das Instrument bei mir; und den dazu schicklichen Ort werden Sie bestimmen. — O, welche Erkenntlichkeit legen Sie mir auf! —

Nachdem die Gräfinn noch ein Wenig gegen die so schnelle Ausführung der Sache protestirt hatte, gab sie endlich nach: Sie führte den Märtyrer der Keuschheit in ihr eignes Schlafzimmer. — Graf Ottislaw zog ein kleines Messerchen aus der Tasche, legte es auf den Tisch und streckte sich drauf auf ein Sopha hin, indem er die der Chirurgie beflissene reitzende

Schwä-

Schwägerinn einlud, nun von dem Orte des Schnittes und wie derselbe geschehen müsse, Kenntniß zu nehmen. Halb widerstrebend, halb hingezogen, die Wange mit hohem Roth gefärbt und das Auge auf eine gewisse unbeschreibliche Art gefüllt, trat sie endlich ans Sopha. — Der Graf zog ietzt den Vorhang zurück; und plötzlich fiel der schönen Gräfinn Blick auf einen Gegenstand, der sie auf einmal Messer, Schnitt und Steckenpferd vergessen lies. Unwillkürlich sank sie aufs Sopha neben den reitzenden Jüngling hin. Die vorhin beschlossene Operation wurde mit einer andern vertauscht: und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, beruhigte das Sakrament der Ehe die alarmirte Gewissenhaftigkeit der Frau von Ottislaw.

Das

Das
Gastmahl am Hochgericht.

Hans Klaas, der Schulz aus Niederhorn,
Fuhr eines Tags zur Stadt mit Korn;
Das Glück war ihm auch hier recht hold,
Lies einen Käufer ihn bald finden;
Man handelt, und — ein schön Stück Gold
Konnt' er in seine Katze binden.
Drob war Hans Klaas gar froh im Sinn;
Fährt trapp, trapp, trapp zur Schenke hin.

Herr Wirth, heißt's hier, schenk er nur ein!
Der Wirth nicht träg', schenkt Brandtewein
Aus voller Flasche in das Glas —
Konnt's aber kaum so ofte füllen,
Als er es leert, der durst'ge Klaas;
Und doch wollt' sich sein Durst nicht stillen:
Trinkt immer mehr, trinkt immer mehr,
Bis endlich ihm der Kopf wird schwer.

Doch, blieb er seiner noch bewußt,
Dacht' jählings bei der Fuselluft
Ans böse Weib; dacht', welch Gesicht,
Welch Ungewitter seiner warte,
Wenn er das Zechen liesse nicht,
Und in der Stadt noch länger harr'te. —
Drauf hält er hier nicht länger Haus,
Jagt ohn' Verzug zum Thor' hinaus.

Nacht war es schon; am Himmel stehn
Im Stralenglanz die Sterne schön;
Auch schien der Mond recht sanft und hell.
Klaas stopft indeß, thät Feuer schlagen;
Die Pferde schnauben, fort und schnell
Rollt leichte hintenan der Wagen. —
So trabt er hin, der trunkne Wicht,
Kehrt sich an Stein' und Löcher nicht. —

Dicht bei dem Galgenberg vorbei
Führt ihn sein Weg; und ohne Scheu,
Fährt er zum Rabenstein gar hin. —
Die Missethäter, die zu Stöcken
Die Luft gedörret hatt', beschien,
Gleich wie die Gruft des reichen Gecken,
Gleich wie des Armen schlechtes Grab,
Der Mond vom blauen Zelt herab.

In Ketten, hoch am Galgen schwebt —
Ich wett', daß Euer Haar sich hebt —
Ein armer Sünder, der zum Spiel
Den Winden gleichsam mußte dienen;
Die ihn, wie einen Ring zum Ziel
Man wirft, behend zu werfen schienen.
Hans Klaas fand das nicht fürchterlich:
Tanz zu! ruft er, so freuets mich!

Auch schrecken ihn die Köpfe nicht,
Die mit entfleischtem Angesicht
Auf Pfählen fest genagelt stehn. —
Ohn' Graun sieht er spolirt Gebein
Auf Rädern klappern, sieht das Weh'n
Vermorschter Lumpen um die Beine.
Kurz, Alles ist ihm einerlei,
Spricht gar, was folgt, von Furcht ganz frei.

„Bon Sör! bon Sör! ihr Herren mein!
„Wollt' wetten, daß der Wind gar fein
„Euch durch die nackten Knochen saußt:
„Könnt's, wenn ihr wollt, weit besser haben!
„Kommt in mein Haus, kein Wind dort braus't;
„Ein gut Gerichte soll euch laben;
„Ihr sitzt dabei in warmer Ruh'
„An dem Kamin und trinkt mir's zu!"

„Bedenkt's!“ — Und drauf die Peitsche knallt,
Daß es vom Fraunberg wiederhallt;
Und als die Glocke Eilfe brummt,
Thät er in seinen Hof einjagen. —
Sein Weib, der's schon im Kopfe summt',
Empfing ihn, als er sprang vom Wagen:
„Du Liederlich! du Trunkenbold!“
Schrie sie, indem ihr Auge rollt.

Der Mann, ein wahrer galant-homme,
Macht sie gar balde still und fromm.
Aus Vorsicht hatt' er aus der Stadt
Ein Fläschgen Franzwein mitgenommen,
Nebst frischer Semmel und Salat.
Er bietet's ihr; darf näher kommen,
Erhält ein Schmätzchen obendrein;
Mogt' auch des Abendbrods sich freu'n.

Schon sitzt er schmatzend am Kamin
Und schlinget recht bei frohem Sinn,
Als plötzlich man ans Fenster schlägt:
Wer da? ruft Klaas; und ob schon Graun
In seinem Innersten sich regt,
So geht er doch hinaus, zu schauen;
Und sieht, hu! fünf Gestalten stehn,
Drob ihm die Fuseldünst' entgehn.

Gerippe, wie man malt Freund Hain,
Erblickt er bei dem Mondenschein. —
Zwei trugen Stricke unterm Kinn;
Zwei Andern thät der Kopf mankiren;
Des Fünften Knochen her und hin,
Wie bei dem Entrechat, battiren;
Und Alle stanken — Nasen zu! —
Wie Aas von einer alten Kuh.

Nachdem der Eine auf den Rumpf
Den Kopf gesetzt hatt', schallte dumpf
Aus ihm der folgende Diskur:
„Bon Sör, Herr Klaas! zum Abendessen,
„Lud Er uns heute um zehn Uhr;
„Sieht Er, wir haben's nicht vergessen,
„Hier sind wir all'! — Er kennt uns doch?
„Thu Er nicht fremd! wir sind es noch. —

„Zwar, treibt uns kein Bedürfniß her;
„Denn, saußt' der Wind auch noch so sehr;
„So thut er uns deshalb kein Leid. —
„Auch dient uns nicht sein lecker Fressen,
„Weil wir schon seit geraumer Zeit
„Von solchen Speisen nicht gegessen.
„Aus Höflichkeit also geschieht
„Blos der Besuch, wie Er wol sieht. —

„Das Sprüchwort sagt: auf Höflichkeit
„Gehört ein höflicher Bescheid;
„Und Er, da Er so artig scheint,
„Wird uns es wol nicht refüsiren,
„Wann wir Ihn — wirklich wohlgemeint,
„Zu unserm Mahl auch invitiren. — —
„Er schweigt... Er sagt kein einzig Wort? —
„Nun gut! so fahre ich denn fort. —

„Mich deucht, Herr Klaas, Er blieb' gar gern
„Von unserm Gastgebothe fern;
„Doch, lieber Freund, es geht nicht an:
„Ist Ihm am Leben was gelegen,
„So muß Er, schwör's als ehrlich Mann,
„Bei unserm Mahle seyn zugegen;
„Auch halt' Er ja die Zeit wohl inn'
„Die ich bestimm', das bitt' ich Ihn! —

„Wann morgen ruft der Wächter zehn,
„Dann ist es Zeit, von hier zu gehn:
„Und — wenn er fördert Seinen Gang
„So ist um eilf er an den Stufen
„Des Rabensteins, wo der Gesang
„Der Eul' ihn wird zum Schmause rufen. —
„Er kommt doch? — — denn blieb Er zu Hauf',
„So würde Er der Würmer Schmaus." —

Hier schwieg die schloddernde Gestalt,
Nahm ab den Kopf — und drauf gar bald
Verschwand die fürchterliche Schaar
Mit Knirschen, Klappern, Zappeln, Beben. —
Es fehlte, wahrlich, kaum ein Haar,
Daß Klaas den Geist nicht aufgegeben:
Denn eine Kompagnie, wie die,
So schauderlich — sah er noch nie. —

Blaß tritt er nun zum Weib' hinein,
Der auch nicht allzu wohl mogt' seyn:
Und als sie erst erfährt die Mähr',
So hört ihr Herz schier auf zu klopfen;
Und — wie im Sommer Wagenschmeer,
Entrinnt ihr Schweis in großen Tropfen;
Und — was nicht Furcht und Schrecken thut!
Zu schelten, fehlt ihr gar der Muth. —

Nun, armer Klaas, was wirst Du nun
In dieser großen Noth wol thun? —
Sollst du zum fürchterlichen Mahl
Wol gehn, wozu man Dich geladen? —
Es bleibt Dir aber keine Wahl!
Gehst nicht, so bist Du bald den Maden
Ein gut Gericht — das sägte dir,
Herr Ohnkopf ja vor Deiner Thür. —

Klaas fragt umsonst sein Weib um Rath:
Das Weib wußt' selbst nicht, was sie that;
Und ihr sonst so beredter Mund
War stumm, als hätt' er stets geschwiegen. —
Klaas sinnt — bis endlich Ehren Rund
Ihm einfällt. — „Nun will ich's wol kriegen!"
Denkt er; denn so ein schwarzer Mann
Hat manches Wunder schon gethan!

Kaum malt die Sonn' ihr Purpurlicht
Ihm auf das blasse Angesicht;
So steht, die Mütze in der Hand
Der Schulz auch schon gebückt vorm Pfarren;
Und mit gelößtem Zungenband,
Und unter manchem Fußausscharren,
Erzehlt er ihm, was ihm passirt
Und was zum Herrn Pastor ihn führt.

Ehrn Rund hört aufmerksam ihn an
Und rückt das Mützchen dann und wann,
Als suchte er darunter Rath,
(Der auch wol manchmal da mag sitzen.)
Als nun Hans Klaas vollendet hatt',
Begann er baß sich zu erhitzen,
Daß unser Freund so frech und frei
Ins Teufels Netz gelaufen sei.

Er schalt, wie ein Pastor wol schilt,
Und malte ihm ein schrecklich Bild
Von der sein harrenden Gefahr. —
Doch, als mit reuigen Geberden,
Klaas ihm zu Fuß gefallen war;
Und ihm von seinen schönen Heerden
Versprach die allerbeste Kuh,
Wenn er ihm könnte schaffen Ruh:

Da ward des Pastors Mien' und Wort
So Trost erfüllt, wie Gottes Wort.
„Getrost, mein Freund," spricht Ehren Rund;
„Euch soll, mit Gott, geholfen werden;
„Der Seegen aus des Priesters Mund —
„Des Ewigen Agent auf Erden —
„Soll, wenn Ihr folgt, von Satans Macht
„Euch wol befrei'n in künft'ger Nacht. —

„Hin müßt Ihr, das ist ausgemacht,
„Wo Euch das Mahl ist zugedacht;
„Allein — nun hört wohl, was Ihr thut!
„Versehn mit Sakrament und Seegen,
„Begleit' ich unter Engelhut
„Euch bis zu jenen beiden Wegen,
„Die vom Gericht auf tausend Schritt
„Sich kreutzen bei Tobias Witt.

„Von dort begebt Ihr nun allein,
„Beim jetzgen hellen Mondenschein,
„Euch zum bestimmten Orte hin.
„Und zwar mit Muth und ohne Schrecken;
„Mit festem und getrostem Sinn;
„Weil Euch der Engel Fitt'ge decken. —
„Doch ja, vergeßt nicht dies Gebot:
„Berührt nichts, sonst ist's Euer Tod!" —

Und nun begann der Ehrenmann
Zu legen Rock und Kragen an.
Mit heil'gen Locken wohl bedeckt,
Reicht er dem Klaas sein Ohr zum Beichten;
Und dieser, schon zur Buß' erweckt,
Bekennt sich schuldig — und mit leichtem
Und Trost erfülltem Herzen steht
Er absolviret auf und — geht.

Der lang' — und kurze — Tag vergeht
Nicht ohne Angst; und endlich steht
Die Sonn' schon hinterm Fichtenwald.
Nun ist es Zeit zum Pfarrn zu gehen. —
Vom Weibe nimmt er Abschied. — Kalt,
Bald warm ist's beiden; Tropfen stehen
Im Augenwinkel, auf der Stirn:
Umnebelt ist das edle Hirn. . . .

Doch endlich must's geschieden seyn. —
Klaas kommt zum Pastor. — Heil'ger Wein,
Nebst einem Bissen heil'ges Brod
Und des Ehrwürd'gen Händ'auflegen;
Und Alles, was die Kirch' gebot,
Der Hölle Fesseln anzulegen,
Ward unserm armen Freund zu Teil;
Und ganz gesichert war sein Heil.

Um zehn Uhr setzt man sich in Gang,
Indem man herzerbaulich sang:
„Herr, straf' uns nicht in deinem Zorn!" —
Und unter manchem schönen Seegen
Entfernt man sich von Niederhorn;
Und steht nicht eh'r, bis an den Wegen,
Die vom Gericht auf tausend Schritt
Sich kreuzen bei Tobias Witt.

Bei diesem kehrt Ehr'n Rund nun ein,
Und lies drauf unsern Klaas allein
Mit Rath und Sprüchen wohl versehn,
Den schon gedachten Weg antreten. —
O, armer Mann! wie wird dir's gehn? —
Wo dich nicht Rund's Arkana retten,
So greift der Böse dich beim Schopf
Und dreht dir vom Genick den Kopf!

Indessen geht mit festem Schritt —
Wie wol ein Fähnrich kek hertritt —
Hans Klaas mit Muth — (nicht ohne Grund!) —
Und dreist dem Gastgebot entgegen:
Denn ausser, daß ihn Ehren Rund
Versehn mit Sakrament und Seegen,
Stärkt ihn noch mancher lange Zug
Vom Fläschgen, das er bei sich trug. —

Schon führt ihn der gebahnte Pfad
Dem Galgen nah, als aus der Stadt
Er eilfe dumpf herbrummen hört:
Und kaum verhallte in den Lüften
Der letzte Schlag, als — o, nun hört! —
Der Galgen nebst den nächsten Triften
Von hellen Lichtern ohne Zahl
Erleuchtet ward, wie ein — Vauxhall.

Der erste Anblick war wol schön;
Doch, bald ist's schrecklich anzusehn:
Denn wißt, daß, als der brave Klaas
Nun immer näher war gekommen,
Er sah — und das war, traun, kein Spas!
Daß, was für Lichter er genommen,
Nichts mehr und auch nichts wen'ger war,
Als Augen einer Höllenschaar,

Die hier auf jedem Pfahl' und Rad'
Als Gruppen sich gestellet hatt'
In Pyramidenform postirt. —
Rings um den Platz war'n viele Pforten
Von Todtenköpfen aufgeführt;
Und wo er sah — an allen Orten
Fletscht' ein pechschwarzer Hund den Zahn
Und zischt ein Schlangenkopf ihn an.

Auch tönte dabei ein Konzert,
Wie's wol ein Ohr noch kaum gehört.
Ein Haufe Kater schnurrt' den Baß;
Die Fistel sang ein Schwarm von Eulen;
Und dabei mauzt' ohn' Unterlaß
Das Katzenkorps; und auch zuweilen
Fiel wol ein Rabe krächsend ein;
Auch Unk' und Grille klagten drein.

Mich schaudert — und fürwahr, es ist
Kein Wunder, daß, so'n guter Christ
Hans Klaas auch war, ihm doch dabei
Die Kontenanz schier wollt' verlassen;
Denn — auch dem Helden steht es frei
Zu stutzen; nur muß er sich fassen!
Das that er; nahm noch einen Schluck
Indem drei Kreutz' er vor sich schlug.

Nun tritt er rasch zur Pforte ein,
Und achtet nicht des Hundes Dräun;
Die Ottern sieht er gar nicht an,
Denn, denkt er, es sind ja nur — Schlangen. —
Was fängt er aber nun wol an;
Als Alles, was je hier gehangen,
Was hier das Schwerd und Rad abthat,
Im dichten Kreise um ihn trat? —

Was er nun anfing, fraget man? —
Ei nun, er — sah's Gesindel an;
Und, wie wol sonst ein art'ger Mann,
Scharrt er ein paarmal mit den Füssen.
Auch stehn die Herrn und Dam'n nicht an,
Die um ihn schweben, ihn zu grüssen;
Und was die gute Lebensart
Befiehlt, ward wahrlich nicht gespart.

Hier reicht, — wie auch bei uns zu Land'
Geschieht — man eine Knochenhand;
Dort bietet sich zu einem Kuß
Die Kluft, wo Lippen einst gesessen;
Wo anders scharrt, ein weiland Fuß;
Mit Augen wird selbst nicht vergessen
Zu machen auch sein Kompliment. — —
„Mit Augen!' — sagt der Recensent: —

„Wo

„Wo kämen denn die Augen her,
„Die Raben und der Würmer Heer
„Mit vielem Apetit gegessen?“ —
So hören Sie, weil Sie's verlangen!
Die Augen, die man hier so preis't,
War'n Augen von den größten Schlangen,
Die aus des Hirnes leerem Hauf'
Possierlich sahn zum Fenster h'raus.

Es ward noch viel komplimentirt;
Doch ward Hans Klaas nicht angerührt,
Weil Ehren Runds Gebot er denkt,
Nicht Hand noch Mund will wiederbieten. —
Ein Stündchen ist er so umdrängt. —
Die Herren und die Damen stritten
In unbekannter Sprache viel,
Bis es urplötzlich wurde still,

Als ein Skelet ein Zeichen gab
Mit einem grossen Marschallsstab
Von Blut und Eiter ganz bedeckt. —
Klaas sieht durch die getrennte Menge
Die Abendtafel nun gedeckt;
Um ihn verliert sich das Gedränge,
Und paarweis' zieht man nun vorbei
Und setzt sich hin in bunter Reih.

Ein Platz blieb übrig für Hans Klaas;
Doch, er spürt keine Lust zum Fraß',
Der auf der langen Tafel stand.
Man nöthigt ihn umsonst durch Zeichen,
Umsonst reicht ihm die weiße Hand
Ein weibliches Geripp'. — Erweichen
Läßt der verstockte Mann sich nicht,
Weil Apetit ihm ganz gebricht.

Denn, all' die Speisen, die er da
In Reihen aufgestellet sah,
War'n nicht nach der gewohnten Art.
Den Anfang machten, statt Pasteten,
Die Augen von so manchem Roß;
dann folgten feist gemäst'te Krôten;
Und dann ein Madennest als Kloos.
Die andern Speisen mogt' er nicht
Mehr sehn und wandte das Gesicht.

Doch aber, riechen mußt' er sie! —
(Ich röche lieber Potpouri.)
Zum Glück, war sein Geruch nicht fein. —
Noch eines muß ich doch erwehnen:
Man mögte wol begierig seyn,
Vom Tafelzeug' was zu vernehmen. —
Die Messer war'n von Todtenbein
Die Gabeln auch; nichts von Metall;
Von Schädeln war'n die Teller all'.

Statt

Statt Tischtuch diente hier die Haut
Des fetten Bassa von Arnaut,
Die dieser vor zwei Tagen erst
In Stambul müssen von sich legen.
Und es war der nun nackte Fürst
Auch an der Tafel selbst zugegen.
Zween Teufel warfen zur Honeur,
Viel Salz und Pfeffer über'n her. — —

Indeß hatt' Klaas nicht Ruh, nicht Rast;
Zu Tische soll durchaus der Gast,
Und als er nicht der Winke acht't,
So treten neben ihn zwei Teufel,
Die, hätt' er nicht an sich gedacht,
Ihn hätten ohne allen Zweifel
Zum Setzen wol noch gar gebracht:
Klaas nimmt noch einen Schluck und lacht —

Nur ihrer Krall'n nach ihm gestreckt. — —
Horch! — Nun die Krall'n nur eingesteckt,
Ihr Teufel all'! — Eins schlägt die Uhr;
Sie sind dahin, die schwarzen Stunden
Der Mitternacht! — Urplötzlich fuhr
Die Schaar zur Höll' hinab; es stunden,
Die Räder und der Galgen nun
So still, als die auf ihnen ruh'n. —

Gemächlich macht Klaas rechtsumkehrt,
Da 's ihm nun nicht mehr ward gewehrt.
Bald kommt er zu Tobias Witt;
Mit Dankgebet, mit Kreutz und Seegen,
Kommt Ehren Rund, als er ihn sieht,
Bis an — die Thüre ihm entgegen;
Und Klaas, der kriegt sein Fläschgen raus
Und trinkt's bis auf den Boden aus.

Man kommt zuhauf', legt sich zur Ruh,
Des andern Tag's kriegt Rund die Kuh;
Und damit wär die Mähre aus. —
Doch — fehlt noch eine wicht'ge Sache,
Die Nutzanwendung fehlt durchaus! —
Was meynt Mamsell, ob ich sie mache? —
„Weg, mit Moral, o, bitte, bitt!" —
So lachen Sie! — Ich — lache mit.

Die
drei Nothhelfer.

Ein Feen-Mährchen.

Zu jener wunderbaren Zeit, da auf der Welt noch Alles möglich war; da Unglaube, Starkgeisterei und die naseweise Philosophie, die Gemeinschaft höhrer Wesen mit den Menschen, noch nicht unterbrochen hatten; zu der Zeit, mit einem Worte, da Feen, Geister und Zauberer, sich noch in die Angelegenheiten der Sterblichen mischten und nicht selten deren Schikksalen eine entscheidende Richtung gaben: zu dieser wunderbaren Zeit, sag' ich, regierte über ein kleines Königreich — deren es damals mehrere gab, als man jetzt Grafschaften zählt — eine Königinn, die mehr gefürchtet als geliebt wurde.

Ihr verstorbner Gemal hatt' ihr vier Prinzessinnen hinterlassen, von welchen drei aus ihrer, die älteste aber aus dessen ersterer Ehe waren. Jene, welchen Natur körperliche Reitze versagt und die die Affenliebe der Mutter verzogen hatte, waren ganz gewöhnliche Geschöpfe, zu welchen die Freier sich eben nicht drängen woll-

wollten. — Desto schöner und interessanter war aber Schönenymph, die Stieftochter der Königinn; und sie wurde wegen ihrer mannigfaltigen Tugenden von Jedermann eben so sehr geliebt, als ihre Schwestern allgemein gehaßt waren. —

Die Königinn empfand den Vorzug, den man Schönenymph vor ihren Töchtern gab, höchst übel; und da vollends einige durchreisende Prinzen, die sich an ihrem Hofe einige Zeit aufhielten, die letztern ganz übersahen und blos Wünsche für ihre schöne Schwester hatten; entbrannte ihr Zorn gegen diese arme Prinzessinn, der sie nie sehr gewogen gewesen war. Sie lies dieselbe in die entlegensten Zimmer des Schlosses einsperren, wo Niemand zu ihr gelassen wurde; und wenn Fremde an den Hof kamen, brachte man sie gar in eine Dachkammer auf dem obersten Boden. Zugleich lies sie durch ihre Kreaturen das Gerücht verbreiten, daß Schönenymph wahnsinnig sei; und verbot im ganzen Lande bei nahmhafter Strafe, von dieser Prinzessinn zu sprechen oder ihren Namen zu nennen.

Dennoch konnte sie nicht verhindern, daß der Ruf in den fernsten Ländern den Ruhm der reitzenden Schönenymph verbreitete. —

„Zu

„Zu Land und zu Wasser, von nah und von fern,
Erscheinen viel Fürsten und Grafen und Herrn,
Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönen Prinzessinn zu frei'n"...

aber, keiner bekam sie zu sehen. Die böse Königinn behauptete mit dreister Stirn, daß die Schöne, von welcher der Ruf so viel Rühmens mache, eine von ihren Töchtern sei; und da keiner der Freier unter denselben das Urbild zu dem mitgebrachten Ideal fand; so reis'ten sie Alle eben so eilig wieder von dannen, als sie gekommen waren.

Einsmals, langte auch der junge König eines benachbarten Reiches, der vollkommenste Prinz seines Zeitalters, an diesem Hofe an, um die wunderschöne Prinzessinn mit eignen Augen zu sehen, von welcher man ihm so viel Rühmens gemacht hatte; und, wenn er sie dem ihm entworfnen Gemälde ähnlich fände, um ihre Hand zu werben. —

Die Königinn stellte ihm ihrer Gewohnheit nach, ihre drei Töchter vor. Er äußerte alsbald, daß er noch von einer vierten Prinzessinn gehört

gehört habe; und daß er auch diese kennen zu lernen wünsche. Mit verbißnem Unwillen, daß abermals ihre eignen Töchter keinen Beifall fanden, fertigte sie den jungen König kurz mit der Antwort ab, daß diese vierte Prinzessinn, nach der so viel Gefrage wäre, ohne daß sie wisse, warum? indem sie mehr häßlich, als schön gewesen, schon vor einigen Jahren gestorben sei. — Eine Folge dieses Bescheids war, daß der König mit dem Ersten wieder abzureisen beschloß.

Der schöne Abend lockte ihn an, aus seinem Fenster noch den Nachtigallen zuzuhorchen, welche in dem unter ihm befindlichen Garten sangen. Auf einmal vernahm er eine weibliche Stimme, die ihn entzückte. Er wurde sogleich ganz Ohr für diesen bezaubernden Gesang, der ihm vom Dache herab zu kommen schien; und er schlich traurig zu seinem Lager, als die bewunderte Silberkehle endlich verstummte. Am folgenden Morgen erkundigte er sich sogleich bei der Königinn, was das für eine herrliche Sängerinn sei, die er gestern und zwar, wie ihm vorgekommen, ganz vom Oberboden her, habe singen hören; und äußerte das Verlangen, sie zu sehen.

Die böse Frau, die um eine Lüge nie verlegen war, antwortete: „Ew. Majestät werden

„den verzeihen, wenn ich in diesem Stücke nicht
„so glücklich seyn kan, Ihnen einen Wunsch zu
„erfüllen. Die Kreatur, welche Sie haben
„singen hören, kan durchaus nicht gesehen wer-
„den. Es ist eine arge Hexe, welche ich da
„oben habe einsperren lassen, um sie unschädlich
„zu machen. Sobald man ihr die Thüre nur
„zwei Finger breit öfnete, wäre kein Mensch
„im Stande sie zurückzuhalten; und dann wär'
„es um die Dächer aller meiner Gebäude ge-
„schehen: den Ew. Majestät müssen wissen,
„daß sie, wenn sie in Freiheit ist, alle Dächer
„herunterspinnt; und zwar, spinnt sie aus den
„Ziegeldächern Gold- und aus den Strohdä-
„chern Silberfäden. Um das nun zu verhüten,
„hab' ich sie einfangen lassen; und es fehlt ihr
„oben in ihrer Kammer weder an Ziegelsteinen
„noch an Stroh, so sie mir in Gold und Sil-
„ber verwandeln muß. Aber, zu essen darf
„sie nichts bekommen, wenn man will, daß sie
„arbeiten soll." — — —

Der junge König wunderte sich höchlich ob dieser Erzehlung. — Als er derselben ferner nachdachte, so fand er, daß eine solche Spinnerinn eine herrliche Sache seyn müsse; und er bekam nicht wenig Lust, sich dieselbe zuzueignen. Er sprach darüber mit einem seiner Vertrauten,

wel-

welcher mit der gewöhnlichen Bereitwilligkeit der Favoritten großer Herren, sich sogleich anheischig machte, die Entführung der bereichernden Spinnerinn über sich zu nehmen.

Als nun die nächste Mitternacht Alles im Schlosse schlief, begab dieser Mensch sich mit zwei handfesten Leuten nach der Dachkammer, wo die arme Schönenymph ihre Tage verseufzte. Vermittelst mitgebrachter Instrumente öfnete er mit möglichster Vorsicht, um die vermeinte Hexe nicht entwischen zu lassen, die Thüre; überfiel sie, band sie mit Stricken und lies sie in einen Kasten tragen, der auf einem in der Nähe befindlichen Wagen schon in Bereitschaft stand; und so führte er sie auf eines der königlichen Schlösser.

Hier wurde sie in ein großes, wohl verwahrtes Behältniß gesperrt, das man ganz mit Dachsteinen anfüllte und ihr dabei andeutete, daß sie nicht eher was zu essen bekommen werde, bis sie alle diese Steine zu Goldfäden versponnen habe. — Vergeblich weinte die arme Prinzessinn ihre schönen Augen roth: die Steine blieben Steine; und mit Grausen sah sie dem schrecklichen Hungertode entgegen.

Indem

Indem sie so, in den traurigsten Betrachtungen versunken, dasaß, öfnete sich plötzlich die starke, festverschlossene Thüre, und zwar so leicht, als wenn sie von selbst aufginge. Es trat eine große magre Frau herein, welche aber eine so ungeheure Nase vor sich hertrug, daß man an derselben gar füglich Stof zu einigen hundert sogenannten königlichen Nasen, die wie bekannt, doch die größten natürlichen Nasen in der Welt sind, gefunden haben würde, wann man sich anders hätte entschliessen können, eine solche Seltenheit so jämmerlich zu zerstükkeln. —

„Prinzessinn Schönenymph, ich habe „deine Noth vernommen" sagte sie, indem sie aus einer Riesinn unter den Dosen, die wenigstens zwei Fuß im Durchmesser hielt und welche sie unterm Arm vornahm, eine Handvoll Spaniol mit vielem Anstand in ihre Nase stopfte: — „und ich bin bereit, dir aus derselben zu helfen, wenn du mir eine Bedingung zu erfüllen „versprichst." — Die Prinzessinn wußte nicht Worte zu finden, um der großnasigten Dame ihre Dankbarkeit zu bezeigen; und verpflichtete sich schon im Voraus zu Allem, was sie von ihr verlangen werde. „Nun gut," versetzte dieselbe; „ich bin also an deinem Hochzeittage

deine

„deine nächste Nachbarinn zur rechten Hand;
„und unter dieser Bedingung verwandle ich dir
„alle diese Steine in Goldfäden.“ — Nachdem ihr Schönenymph nochmals die Hand drauf geben müssen, ihr Wort zu halten, machte sie sich sogleich an die Arbeit. In ganz kurzer Zeit hatten sich alle Dachsteine, die da waren, unter ihrer Hand in Knäuel mit Goldfäden bewickelt, verwandelt. — Ohne die Danksagungen der vor Freude außer sich gesetzten Prinzessinn zu erwarten verlies sie dieselbe hierauf, nachdem sie ihrer Nase noch vorher ein Futter auf die Reise gegeben hatte. —

Als am folgenden Tage der Schloßhauptmann nach der wunderbaren Spinnerinn sah, fand er zu seinem Erstaunen die ganze Kammer voll Goldknäuel. Nun lies er der armen, halb verhungerten Prinzessinn eine gute Mahlzeit bringen; zugleich wurd' aber ihr Behältniß bis an die Decke mit Stroh angefüllt und ihr angedeutet: daß man ihr nicht eher wieder einige Nahrung reichen werde, bevor sie nicht diesen ganzen Strohvorrath in Silberfäden verwandelt habe.

Jetzt ergoß sich der höchstbetrübten Schönenymph von Kummer beengtes Herz von neuem

neuem in den bittersten Klagen; und Ströme von Tränen wuschen die Rosen von ihren Wangen, als plötzlich sich wieder die Thüre ihres Gefängnisses öfnete und durch selbige sich eine dicke, dicke Frau hereindrängte, die überdies von hinten so wunderbar vollwangig war, daß der ansehnlichste aller Pariser Steiße aus dem vergangenen Jahrzehend, die ein verbesserter Geschmack unser gegenwärtiges Dezenium nicht erleben lassen, den Umfang der Posteriora der dicken Dame nur unvollkommen repräsentirt haben würde. Nachdem sie dies monstreuse Hinterkastel bis in die Mitte des Zimmers getragen hatte, begann sie: „Prinzessinn Schönenymph, deine Klagen sind mir zu Ohren „gekommen; es steht in meiner Macht, dich „aus der Verlegenheit zu helfen; aber du mußt „mir vorher Etwas versprechen, wenn du meines Beistandes teilhaft werden willst." — Schönenymph, die nur aus ihrer Noth befreit zu werden wünschte, war sogleich zu Allem, was man von ihr verlangen werde, erbötig. Drauf machte dann die großsteißigte Dame zur Bedingung ihrer Hielfe, an der Prinzessinn Hochzeittage die nächste Stelle an ihrer linken Hand einzunehmen, welches diese auch ohne Bedenken versprach. — Nun ging die neue Nothhelfern alsbald ans Werk; und in

kurzer

kurzer Zeit hatte sie alles hier befindliche Stroh zu den schönsten Silberfäden versponnen. Drauf entfernte sie sich so schnell, als ihre Korpulenz es erlauben wollte, und schrotete sich wieder zur Thüre hinaus.

Schon schmeichelte Schönenymph sich, daß man sie nun mit ähnlichen, unerhörten Forderungen verschonen werde, als sie zu ihrem größten Schrecken bei dem nächsten Besuch des Schloßhauptmanns den Befehl erhielt, alle die Gold- und Silberfäden aufzuweifen. Sie wußte nicht einmal, was weifen war; und überdies, war des Gespinnstes eine solche Menge da, daß die Arbeit alle menschliche Kräfte zu übersteigen schien. — Ach! seufzte sie, fände sich doch wieder eine gute Frau mit einer großen Nase oder mit einem dicken Steiße, oder was sie auch sonst Ungeheures an sich haben mögte, um mich aus dieser neuen Noth zu befreien! — Kaum hatte sie diesen Wunsch gethan, als abermals ihre Thüre sich öfnete.

Ein kleines graues Männchen, so dünn, daß man es füglich durch das Oehr einer Stopfnadel hätte ziehen können, auf dessen Körperchen aber, nach Verhältniß, ein unförmlicher Kopf ruhete, trat herein zu Schönenymph.

„Schöne

„Schöne Prinzessinn," sagte die kleine Mißgeburt, „hab' ich gleich nur Naf' und Steiß wie „andre Leute; so kan ich dir doch aus deiner „Noth helfen, wenn du mir den ersten Sohn „versprichst, mit welchem du in deinem künftgen „Ehestande niederkommen wirst." — Schönenymph dachte bei sich selbst: wer wird mich armes vergeßnes Geschöpf heirathen; nie werd' ich einen Sohn haben; und ohne sich zu besinnen, versprach sie, was das Männchen verlangt hatte. — Es war eine Freude zu sehen, wie emsig das Ungeheuerchen sich jetzt an die Arbeit machte; und ehe die Prinzessinn sich's versah, war alles aufgeweift. Mit einem artigen Kratzfüßchen empfahl sich nun das graue Männchen, indem es nochmals erinnerte, es werde sich schon zur rechten Zeit einfinden, um sich die ausgemachte Belohnung abzuholen, über welche Aeußerung Schönenymph zu lächeln, sich nicht enthalten konnte.

Nachdem der junge König in seine Staaten zurück gekommen und ihm von dem Fleisse der wunderbaren Spinnerinn Bericht erstattet worden war, bekam er Lust, diese seltene Kreatur selbst in Augenschein zu nehmen. Er machte die Reise nach dem Schlosse, wo die Prinzessinn verwahrt wurde und lies sich sogleich nach

deren

deren Behältniß führen! Gleich einer Bildsäule blieb er unbeweglich auf seiner Stelle, als er statt der garstigen Hexe, die er hier zu finden erwartet hatte, das herrlichste, schönste Mädchen vor sich sah. „Wie paßt das, was ich er„blicke, zu dem Gemälde, welches die Köni„ginn mir von Ihnen gemacht hat!" sagte er, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, zu Schönenymph. „Und doch," fuhr er „fort, bezeugt die hier vollendete Arbeit, daß sie „mir keine Unwahrheit gesagt hat." —

„Wenn Ihnen die Königinn," nahm die Prinzessinn das Wort, „etwas anders sagte, als „daß ich Schönenymph, ihre Stieftochter „bin, welche sie immer auf das grausamste be„handelt hat; so sind Sie schändlich von ihr „belogen worden, gnädiger Herr! — Die „wunderbare Arbeit, die Sie hier sehen und „die man mir zuschreibt, ist keinesweges von „meiner Hand; sondern eine höhre Macht als „die meinige, hat selbige für mich verrich„tet." —

Der König von Schönenymphens Reizen und von der Grazie, welche über ihr ganzes Wesen verbreitet war, schon bezaubert, stand nicht an, ihr völlig Glauben beizumessen.

Er

Er entschuldigte sich höchlich wegen des Irrthums, zu welchem er sich von ihrer boshaften Stiefmutter habe verleiten lassen und wegen aller der Uebel, die ihr als eine Folge desselben, zugefügt worden waren. Drauf bot er ihr auf die galanteste Weise die Hand und führte sie aus dem häßlichen Ort, in welchem sie bisher geschmachtet hatte.

Der verliebte Prinz lies es nicht lange anstehen, der reizenden Prinzessinn sein Herz und seine Hand anzutragen. Schönenymph, die ihren königlichen Liebhaber von dem ersten Augenblick sehr liebenswürdig gefunden hatte, erteilte ihm eine Antwort, wie er sie wünschte. Man begab sich nun nach der Residenz, wo mit einer Eile, die der Ungeduld des Königes angemessen war, alsbald die Anstalten zum Beilager getroffen wurden.

Der zur Hochzeitfeier des königlichen Paares bestimmte Tag erschien; und nichts war der Pracht und der Herrlichkeit zu vergleichen, womit man dieses Fest zu begehen, alles bereitet hatte. Der dazu eingeladenen Könige und Fürsten waren so viele, daß die Stadt beinah zu enge wurde, um denselben und ihrem Gefolge Unterkommen zu verschaffen. Schon rauschten

sämtliche Gäste an der Tafel, als auf einmal die Flügelthüren sich aufthaten und zu Aller Erstaunen, die lange, dürre Dame mit der riesenmässigen Nase in den Saal trat. Indem sie sich gegen die Anwesenden verneigte, begab sie sich alsbald zu der königlichen Braut und erinnerte sie an das ihr gegebene Versprechen. Schönenymph, desselben eingedenk, stand nicht an, sie sogleich auf die nächste Stelle an ihrer Rechten zu nöthigen, drob die anwesenden Königinnen und Prinzessinnen nicht wenig die Stirnen runzelten, indem sie sich über diesen, der großnasigten Dame gegebenen Vorzug gar sehr beleidiget fanden.

Kaum hatte die Goldspinnerinn Platz genommen; und noch flüsterte man von allen Seiten über eine so unerhörte Verletzung der Etikette, als die Thüren von neuem aufflogen und auch die breitsteißige Silberspinnerinn sich keuchend herein bewegte. Nachdem sie bis zur Braut gelangt und zu Athem gekommen war, reklamirte sie auch ihrerseits den Platz zur Linken, welchen Schönenymph ihr zugesagt hatte. Der Dienst, welchen sie der Prinzessinn geleistet, war viel zu wichtig; und die Pflicht, Wort zu halten, derselben viel zu heilig, als daß sie hätte anstehen können, der gutmüthigen

Noth-

Nothhelferinn zu willfahren. Sie gab dem Hofmarschal einen Wink und zwei Königinnen, die auch nicht unter die Magern gehörten, waren genöthiget, ihre schon in Besitz genommene Plätze der Unbekannten zu überlassen, welche deren ungeheuren Umfang auch vollkommen ausfüllte. — Diese neue Versündigung gegen den Hofzwang fachte den Funken des Unwillens, der schon in allen Herzen, besonders in den weiblichen, aufgeglimmet war, noch mehr an. Die meisten äußerten ihn laut; und einige waren so aufgebracht, daß sie augenblicklich anspannen liessen und davon fuhren.

Der König, der von den Verhältnissen, welche zwischen seiner Braut und den beiden, auf eine so sonderbare Art sich auszeichnenden Damen statt hatten, ebenfalls nicht unterrichtet war, hatte indeß sich von Schönenymph das Räthsel lösen lassen. Er schloß gleich, daß diese seltenen Figuren Feen wären; und säumte nicht, denselben seine Hochachtung zu bezeugen. Auch lies er den Anwesenden unter der Hand von dem Stande der unerwarteten Gäste Nachricht geben, wodurch dann der alarmirte Fürstenstolz ziemlich beruhiget wurde, indem man den Feen doch den Rang nicht wohl streitig machen konnte. —

Indeß Schönenymphens Schikſal eine ſo günſtige Wendung genommen hatte, kochte das Herz ihrer Stifmutter Gift und Galle. Das Gerücht hatte nicht unterlaſſen, ihr die nahe Vermählung der verhaßten Stieftochter mit dem jungen Könige zu Ohren zu bringen. Ihr erſter Gedanke war gleich der, wie ſie das liebende Paar wieder trennen mögte. Da ihr ſelbſt kein Mittel dazu beifallen wollte, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu einer alten boshaften Fee, mit welcher ſie immer in einer vertrauten Freundſchaft gelebt hatte. Nachdem dieſelbe ihre Bücher nachgeſchlagen, erklärte ſie, daß das Schickſal ihr durchaus verwehre, Schönenymph ſelbſt, etwas Uebels zuzufügen. „Um dir, liebe Schweſter, aber doch auf eine Art „zu willfahren,“ fügte die böſe Hexe hinzu; „ſo will ich dir hier ein Fläſchchen geben. Be„ſpritze damit den Geliebten deiner Stieftoch„ter; und er wird dadurch ſo abſcheulich häß„lich werden, daß ſeiner Braut die Luſt, ſeine „Gemalin zu ſeyn, wol vergehen ſoll. Mich „dünkt, dieſe Rache — die einzige, die in unſe„rer Gewalt ſteht — ſei beſſer als keine, und „ich rathe dir, den günſtigen Augenblick nicht „zu verſäumen, denn die Zeit iſt koſtbar. Meine „Equipage erwartet dich; und ſie wird dich „ſchnell genug fortbringen, um des Brautpaar

„noch

„noch an der Tafel zu treffen." — Daß die Königinn nicht unterlies, den Rath der Fee zu befolgen, hätten wir eigentlich ganz unerwehnt lassen können. —

Eben wurden die goldenen Pokale unter dem Donner der Kanonen und unter Pauken- und Trompetenschall auf die Gesundheit des königlichen Paars geleert, als plötzlich der vorher helle Himmel von einer pechschwarzen Wolke verfinstert wurde. Indem selbige sich eben über dem Schloßhofe befand, teilte sie sich von einander und ein ofner Wagen mit sechs grossen, häßlichen Ratzen bespannt, auf welchem man die rachsichtige Königinn erblikte, senkte sich herab und lies sich auf einem vor dem Speisesaale befindlichen Balkon nieder. Sie stieg aus und trat mit dem verderblichen Fläschchen in der Hand in den Saal, indem ihre Augen den jungen König suchten. In dem Augenblick wandte die großnasigte Goldspinnerinn sich nach ihr um und begann so heftig zu niesen, daß die Fensterscheiben sprangen und die alte Königinn von einigen Pfunden Spaniol, womit die ungeheure Nase eben geladen war, ganz bedeckt wurde. Aus Schrek lies sie das Mittel ihrer Rache, ich meine das Fläschchen mit dem höllischen Likör, fallen, daß es zerbrach. Nun standen

die

die beiden Feen von der Tafel auf und hielten der erschrocknen Frau zuerst eine Strafpredigt, die wol werth gewesen wäre, hier mit abgedruckt zu werden. Als beide sich heiser gepredigt hatten, sagte die Goldspinnerinn zu ihrer Mitschwester: „Wollen wir ihr nicht auch ein „Andenken mit auf den Weg geben?" — „Sie „nehmen mir meine Frage aus dem Munde, „Frau Base," antwortete die Silberspinnerinn; und in demselben Augenblick lastete der Erstern Riesennase und der Andern wunderbare Steißmasse an der Königinn, welche, so gut ihre ungewohnte Bürde es erlauben wollte, sich mit möglichster Eile dem allgemeinen Gelächter der Anwesenden entzog und sich der Schnelligkeit ihres Ratzengespannes überlies. Es entstand bei dieser Gelegenheit das noch heutiges Tages bekannte Sprichwort: „Sie mußte mit einer langen Nase abziehen."

Das Vergnügen des Brautpaares und der Hochzeitgäste wurde nun durch Nichts mehr gestört; und die beiden Feen, die, nachdem sie die böse Königinn aus ihren eignen Mitteln so reichlich beschenkt hatten, die schönsten Damen geworden waren, ärndteten von Jedermann reichen Dank ein. —

Nach-

Nachdem vierzehn Tage hintereinander Feste mit Festen gewechselt hätten, begaben sämtliche Freunde sich wieder in ihre Heimat; und die jungen Eheleute fingen nun erst an, des Glücks recht zu geniessen, welches sie gegenseitig in ihrer Vereinigung fanden. Dasselbe erhielt noch einen beträglichen Zusatz, als die Königinn nach Verlauf der ersten drei Vierteljahr mit einem schönen Prinzen, dem Ebenbilde seines Vaters, entbunden wurde. Das ganze Land teilte die Freude der königlichen Aeltern, die, um das Wohl ihres Thronerben recht vorzüglich zu besorgen, allen Feen, an welche man nur kommen konnte, Gevatterbriefe sanken.

Indem man sich so dem Vergnügen überlies, lauerte ein Freudenstöhrer schon in der Nähe, der plötzlich Aller Herzen mit Trauer und Verzweiflung erfüllte. Es war derselbe kein andrer, als das dünne graue Männchen, dessen man sich wol noch erinnern wird; und welches eines Morgens im Wochenzimmer sich einfand, um den ihm versprochnen Erstgebohrnen abzufordern. — Da halfen weder Vorstellungen, weder Bitten noch Tränen. Umsonst erbot der König sich, den jungen Prinzen um jeden Preis los zu kaufen: das eigensinnige graue Männchen bestand auf seinem dicken eigensinnigen

Kopf

Kopf. Zuletzt warf sich die Königinn dem kleinen Ungeheuer zu Füssen und flehte, ihr wenigstens den Knaben noch einige Wochen zu lassen. — Diese Demüthigung rührte endlich das eitle Kerlchen. „Du sollst deinen Jungen," sagte es, „nicht allein einige Wochen behalten, „sondern ich lasse dir ihn ganz, wenn du mir, „wann ich in Monatszeit wieder komme, mei„nen Namen sagen kanst; aber nur unter der „Bedingung laß ich ihn dir, sonst nicht!" — Nach diesen Worten entschlüpfte es durch ein Mäuseloch. —

Es erging alsbald ein Ausschreiben durch das ganze Königreich, um diejenigen, welche von dem grauen Männchen einige Wissenschaft haben mögten, aufzufordern, sich damit zu melden. Auch in allen einländischen und fremden Journälen und Zeitungen las man die genaue Beschreibung des kleinen grauen Unbekannten; und es wurde demjenigen, welcher dessen Namen angeben könnte, eine sehr grosse Belohnung versprochen. Indeß verlief ein Tag nach dem andern; schon befand man sich in der letzten Woche des von dem grauen Männchen bestimmten Monats: und noch hatte sich kein Mensch mit dem geheimnißvollen Namen einfinden wollen. Das Wehklagen der königlichen

Mel-

Aeltern und des ganzen Hofes begann jetzt von neuem; und die arme junge Königinn besonders, war ganz trostlos und überhäufte sich unabläßig mit Vorwürfen wegen ihres unbedachtsamen Versprechens, das sie nun ihres Erstgebohrnen zu berauben drohte.

Den letzten Tag vor dem Ablauf des fatalen Termins verlies ein Fuhrmann mit seinem schwer beladenen Frachtwagen die Residenz. Als er sich einige Meilen entfernt hatte, und er eben durch einen grossen Wald fuhr, zerbrach ihm eine Kleinigkeit an dem Wagen. Um den Schaden auszubessern ging er tiefer ins Holz, um einige junge Bäume zu suchen. Plötzlich fiel ihm ein kleines Wesen in die Augen, das ihm grosse Aehnlichkeit mit dem beschriebenen grauen Männchen zu haben schiene. Er schlich sich durch das dicht verwachsene Strauchwerk so nahe er konnte, heran, um die Figur genauer in Augenschein zu nehmen. Er überzeugte sich bald, daß er wirklich den Ungenannten vor sich habe, mit dessen Namen so viel Gold zu verdienen war. Er wollte denselben schon jählings überfallen, und ihn mit Gewalt zwingen, sich zu nennen, als er bemerkte, daß das kleine Ding, indem es um ein, am Fusse eines Hügels angelegtes Feuerchen, herum tanzte,

zugleich etwas dabei sang. Die Neugierde trieb den Fuhrmann an, sich demselben noch mehr zu nähern; und nun vernahm er deutlich folgende Strophen, die es immer wiederholte:

Dir, mein liebes Feuerchen,
Trau' ich mein Geheimniß an:
Hänschen Pumpernikelchen,
Heiß' ich kleiner grauer Mann.
Sag' mir's aber ja nicht nach!
Denn, erführ' es Schönenymph,
So verlohr' ich meine Sach',
Und müßt' ziehen ab mit Schimpf —
Dir, mein liebes Feuerchen,
Traut nur Pumpernikelchen! —

Der Fuhrmann hatte schon genug gehört. Eilig lief er nach seinem Wagen, spannte sein bestes Pferd aus, lies Fracht Fracht seyn und jagte nach der Residenz zurück. Hier ertrotzte er sogleich eine Audienz bei der Königinn, welcher er das entdeckte Geheimniß mitteilte. Zu einer Zeit, da man schon alle Hofnung aufgegeben hatte, den kleinen Prinzen aus den Händen des grauen Ungeheuerchens zu retten, verursachte diese Nachricht eine um so größre Freude bei den betrübten Aeltern. Der Fuhrmann durfte seine Belohnung nur bestimmen; man verweigerte ihm Nichts und that weit mehr, als man versprochen hatte.

Am

Am ersten Morgen des zweiten Monats erschien pünktlich der kleine Graue. Die Königinn lies ihm nicht Zeit zum Fragen, sondern rief ihm entgegen: „Willkommen, Hänschen „Pumpernikelchen! Willkommen, Häns„chen Pumpernikelchen!" — Das graue Männchen, das sein Geheimniß verrathen sah, zog ein krauses Näschen; und ohne sich weiter breit zu machen, nahm es wie das erste Mal, seinen Abmarsch durch ein Mäuseloch. —

Von nun an störte Nichts mehr das Glück des königlichen Paares. Ihre Ehe war reichlich geseegnet mit guten und schönen Kindern; und sie erreichten ein so hohes Alter, daß sie noch Urenkel um sich spielen sahen.

128863

ULB Halle 3
003 647 552

128863

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-116058-p0192-5

Kopien

von der

Schiefertafel

des

Heiligen Dyonisius.

Vom

Verfasser der sieben wunderbaren Lebensjahre eines Kosmopoliten.

Hamburg
in der Verlags-Gesellschaft
1800.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-116058-p0193-1